

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Herz-und-Hand Gespräch

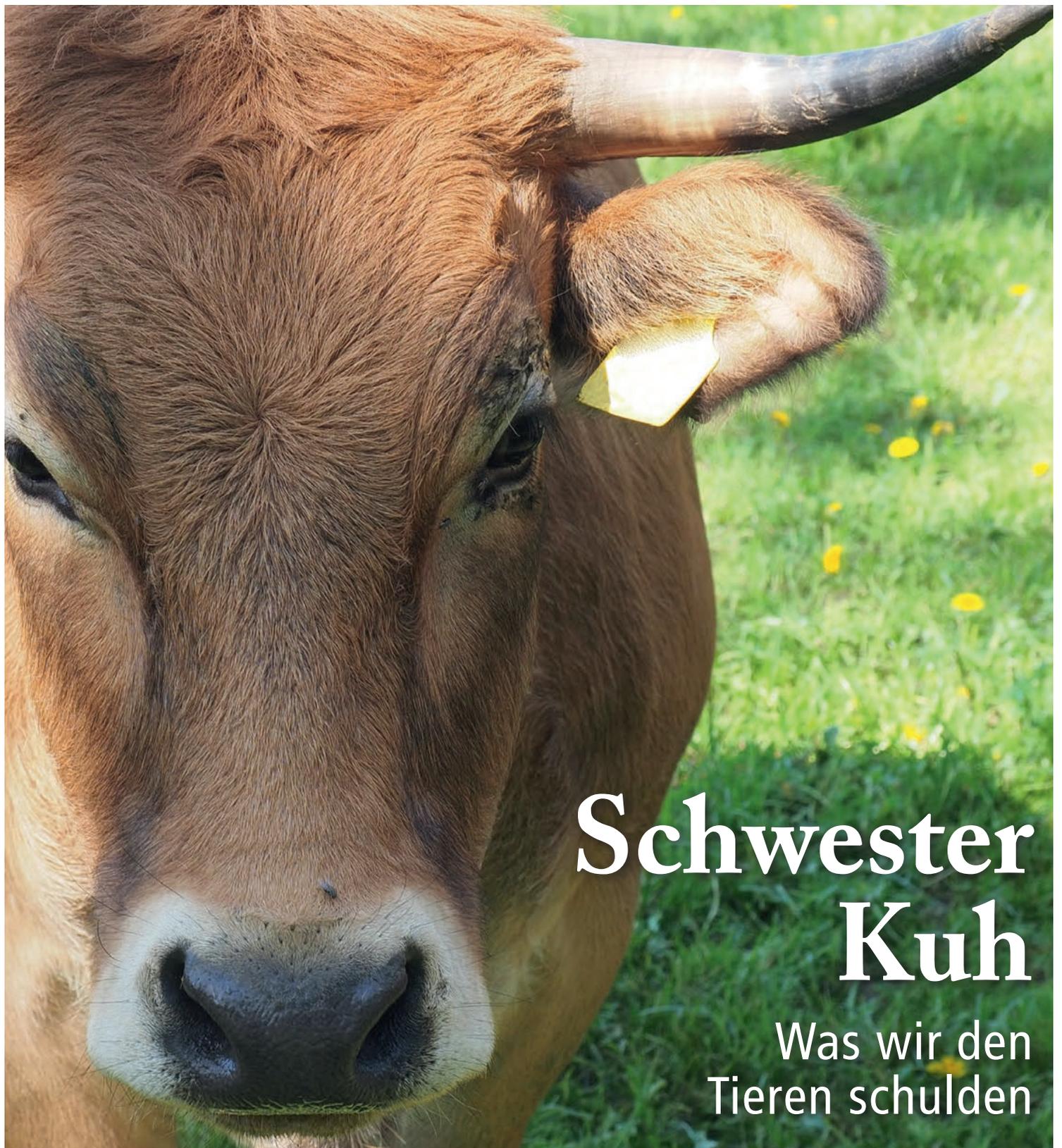
Warum Othmar Keel Jenseitsvorstellungen in Frage stellt

Marx und Jesus

Was haben Jesus und der Kapitalismus-Kritiker gemeinsam?

aufbruch-Assisireise

Der Bettler und die Besitzlose



Schwester Kuh

Was wir den
Tieren schulden

Liebe Leserin, lieber Leser,



Sicher gehe ich recht in der Annahme, dass viele von Ihnen Hund, Katze, Hamster oder Meersäuli zuhause haben. Einige Leserinnen und Leser sind Landwirte und leben mit Kühen, Schweinen, Schwalben, Hühnern und anderen Zwei-, Vier- oder Mehrbeinern unter einem Dach. Wie würden Sie antworten auf die Frage: Darf nur eine Seele haben, was uns Menschen ähnlich ist? Für viele ist die Antwort heute eindeutig. Gott hat die Welt nicht nur für uns Menschen, sondern auch für Mäuse, Mücken und Maulwürfe geschaffen. Aber was machen wir mit den Tieren angesichts des Gebülls und Geschreis todgeweihter Kühe und Schweine in den Schlachthöfen, während draussen der Hund an der Leine wartet auf die Rückkehr seines Herrchens, dem Metzger? So beschreibt der Schweizer Avantgardefilm »George Coeur Ventre« (2016) eindringlich die Frage nach der Würde der Kreatur gegen die Barbarei der Fleischproduktion. Was schulden wir den Tieren, fragen heute einige Theologen durchaus mutig und denken Tiere in ihrer Theologie mit. Gehören auch Tiere ins Reich Gottes? Antworten ab Seite 6.

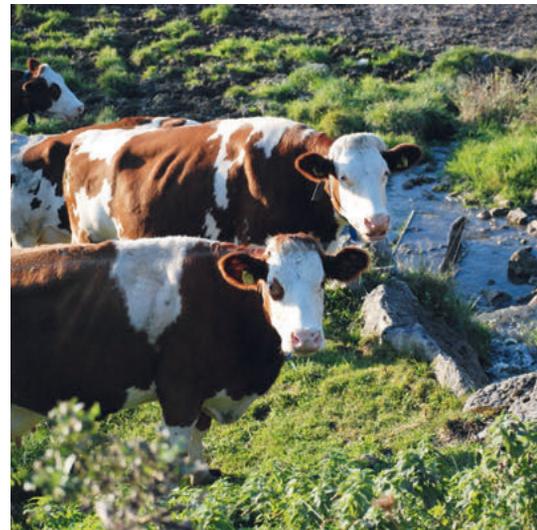
Neu war auch die Herangehensweise von Bibelwissenschaftler und Orientalist Othmar Keel ans Alte Testament. Er entdeckte, »dass biblische Sprachbilder ägyptischen Bildern fast eins zu eins entsprechen«. Das revolutionierte das Verständnis der alttestamentlichen und altorientalischen Welt bis hin zum Verständnis der Ökumene. Im Herz-und-Hand-Gespräch erläutert der 80-Jährige zudem, warum er die gängigen Jenseitsvorstellungen bloss für einen »kreativ-poetischen Akt« hält, ab Seite 14.

Mit Kreativität und Poesie haben die Wasserprivatisierungs-Bestrebungen von Grosskonzernen wie Nestlé hingegen ganz und gar nichts zu tun. Keine Frage, die Grundversorgung mit Trinkwasser darf nicht in private Hände gelangen. Ansonsten drohen der Bevölkerung Nachteile noch und noch. Der Beitrag auf Seite 58 zeigt die Gründe auf. Warum es sich lohnt, sich zu wehren zugunsten von Gerechtigkeit für Menschen am Rand, zeigt die Reportage meiner Kollegin Stephanie Weiss. Sie besuchte Louise Schneider, die trotz ihrer 87 Jahre neulich von der Berner Polizei verhaftet und sehr bald wieder freigeallt wurde, weil die GS-oA-Aktivistin auf den Bauzaun vor der Schweizer Nationalbank »Geld für Waffen tötet« gesprayed hatte, um gegen die Waffengeschäfte dieser und anderer Banken zu protestieren.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre

Wolf Südbeck-Baur

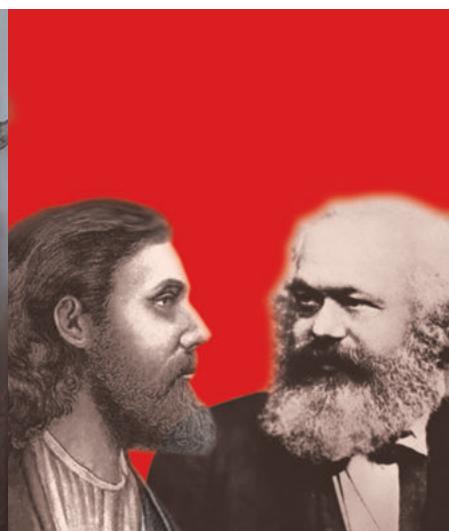
Wolf Südbeck-Baur
Redaktor



Schwester Kuh. Aus christlich tierethischer Sicht sind Menschen und Tiere Schöpfungsgeschwister. Bedenkt man neue verhaltensbiologische Einsichten, stellt sich die Frage neu, was wir den Tieren schulden. **Seite 6**

Schweiz

- | | |
|---|-----------|
| Leserreise Assisi | 5 |
| Der Bettler und die Besitzlose | |
| Christliche Tierethik | 6 |
| Schwester Kuh, Bruder Schwein. Neue Erkenntnisse der Verhaltensbiologie und biblische Ethik | |
| Zivilcourage | 10 |
| Leben für die Schwachen. Louise Schneider packt an | |
| Kommentar | 12 |
| Für ein klares Ja zur Vollgeld-Initiative | |
| In Bewegung | 13 |
| Neue Bischofssynode zur Frauenfrage am Horizont. Turbulenzen um Kloster Beinwil | |
| Hand-und-Herz-Gespräch | 14 |
| Bibelwissenschaftler und Orientalist Othmar Keel, 80, blickt zurück und stellt gängige Jenseitsvorstellungen in Frage | |
| Aufgefallen | 16 |
| Das grosse Insektensterben | |
| Porträt | 57 |
| Anton Gunziger, der Energie-Ingenieur | |
| Trinkwasser | 58 |
| Wider die Privatisierung der Grundversorgung | |



FOTOS: WOLF-SÜDBECK/BAUR (2); STEPHANIEWEISS; PAUL AND JACK IMAGES

Leserreise. Franziskus und Klara von Assisi sind ein Wunder. Mit ihnen kommt eine religiöse Armbewegung in die Welt, die mit völliger Besitzlosigkeit neue Wege eines evangeliumgemässen Lebens eröffnet. **Seite 5**

Leben für die Schwachen. Mutter Courage, Sprayer-Grosi – Etikettierungen mag Louise Schneider nicht. Die 87-Jährige engagiert sich noch heute tatkräftig für Benachteiligte und gegen Krieg und Waffen. **Seite 10**

Jesus und Marx. Haben sie was gemeinsam? Streitgespräch mit Ex-Arbeitsminister Norbert Blüm, dem christkatholischen Sozialethiker Franz Segbers und der Erziehungswissenschaftlerin Ingrid Miethe. **Seite 26**

Politik & Gesellschaft

- Sozialprotokoll** 17
»Bei glühender Hitze«. Ernesto Vanzetti demonstriert in Nicaragua unter Lebensgefahr
- Die verwundete Gesellschaft** 18
Frauen, die beschnitten wurden, leiden lebenslang. In einem Berliner Krankenhaus erhalten sie Hilfe
- »Ich wusste nicht mehr weiter«** 20
Trotz guter Wirtschaftslage steigt die Zahl der Überschuldeten an. Wo sie Hilfe finden können
- Durchblick im Daten-Dschungel** 22
Jetzt bietet eine neue EU-Verordnung mehr Datenschutz. Was sich für Konsumentinnen und Konsumenten ändert
- Sein und Haben** 24

Religion & Kirchen

- Kennen wir uns?** 26
Jesus, Marx und die Krise des Kapitalismus. Ein Streitgespräch mit Norbert Blüm, Franz Segbers und Ingrid Miethe
- »Sie haben mich immer ermutigt«** 32
Die Theologin Margot Kässmann zum 90. Geburtstag von Hans Küng
- Zwei für Franziskus** 36
Wie tickt die Jugend? Das will der Papst wissen und lud 300 junge Leute nach Rom in den Vatikan ein
- Seelen hinter Gittern** 38
Dienstags in ...: Ein Tag mit dem Gefängnisseelsorger in der Haftanstalt
- Glauben und Streiten** 40

Leben & Kultur

- Die Mystikerin der Strasse** 42
Die französische Sozialarbeiterin Madeleine Delbrél erkannte Gott in den nervösen Menschen der Grossstadt. Jetzt dringt dieser Ansatz in der Kirche durch
- Brauchen wir eine Leitkultur?** 46
Zuschriften der Leserinnen und Leser zur Debattenreihe Streitfragen zur Zukunft
- Hip-Hop, Hass und Haltung** 48
Die Platten von Kollegah und Farid Bang verkaufen sich glänzend, obwohl ihre Liedtexte menschenfeindlich sind
- Lesen, Hören, Hingehen** 51
- Immer**
- Betrachtung** 4
- Personen und Konflikte** 12
- Gastkolumne** 13
- Bücher** 54
- Kaleidoskop der Religionen** 60
- Ikonen der Geschichte** 60
- Agenda** 61
- Briefe** 62
- Impressum** 63
- Vorsicht Satire** 64



Er ist's

*Frühling lässt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süsse, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land ...*

Vor 190 Jahren wurden diese vier ersten Zeilen des bekannten Gedichts »Er ist's« von Eduard Mörike zum ersten Mal abgedruckt. Das ist lange her – und doch berühren diese Worte noch immer. Man kann nur staunen, wie Mörike die alljährliche Ankunft des Frühlings beschreiben konnte. Das Bild des flatternden blauen Bandes – und dann der absolute Höhepunkt dieser vier Zeilen: ... streifen ahnungsvoll das Land. Wie viel Geheimnis birgt dieses *ahnungsvoll* in sich! Man kriegt glatt eine Gänsehaut. Apropos Gänsehaut: Störche gibt es seit rund 30 Millionen Jahren. Erdgeschichtlich war das die Zeit, die Wissenschaftler das Oligozän nennen. Oligozän – was für ein Wort! Im Oligozän hat man die ersten Fossile von Störchen gefunden. Man kann davon ausgehen, dass Vorfahren dieses Storches bereits Zweige gesammelt und Nester gebaut haben. Jahr für Jahr bauen sie ihre Nester oder restaurieren ihre alten. Seit 30 Millionen Jahren unermüdliches Bauen. Die Storchenfrau sitzt bereits auf dem gemeinsamen Nest, und wenn sie ihren fleissigen Storchenmann mit so einem tollen Zweig im Schnabel kommen sieht, denkt sie vielleicht auch: Er ist's.

Urs Schaub, Schriftsteller

Der Bettler und die Besitzlose

Franziskus und Klara von Assisi sind ein Wunder. Mit dem solidarischen Bruder und der widerständigen Schwester kommt eine religiöse Alternativbewegung in die Welt, die mit völliger Besitzlosigkeit neue Wege eröffnet

Die Schriften von Franziskus haben mir eine Freude gegeben, die ich sonst nirgendwo so dicht und stimmig empfunden habe«, erklärt der aus Basel stammende Bruder Andreas Brunner auf die Frage, warum er Franziskaner geworden ist, während die 30 Teilnehmenden der *aufbruch*-Leserreise die einzigartige Bilderwelt der Giotto-Fresken in der Basilika San Francesco in Assisi staunend erkunden. Nach einer persönlichen Krise fand der studierte Jurist vor 12 Jahren den Weg zu den Franziskanern in Assisi, wo er heute auf der Krankenstation im Pflegeheim der Franziskaner alte, gebrechliche Mitbrüder pflegt, wäscht, füttert, unterstützt. Sein Dienst, sagt Bruder Andreas, nehme 14, manchmal 16 Stunden täglich in Anspruch. »An meinem freien Tag gehe ich Wandern in die umliegenden Hügel

An dieser Stelle sei nur ein Fresko herausgegriffen, das im Vierungsgewölbe der 1230 – bereits vier Jahre nach dem Tod des Poverellos – fertiggestellten Unterkirche zu sehen ist. Es zeigt allegorisch und personifiziert mit Figuren dargestellt die Tugend des Gehorsams sowie die Hilfstugenden Klugheit und Demut, »ohne die man sich keinen Gehorsam vorstellen kann«, wie der Experte Pater Gerhard Ruf schreibt. Dabei steht Franziskus auf dem Dach des Kapitelsaals, von oben zeigen die Hände Gottes auf den Mönch. Das vermittelt den Eindruck, dass er sich von Gott führen lässt. Franziskus ist deshalb »ein Beispiel des Gehorsams vor Gott«, so Ruf. So folgt der Bettelmönch Christus, der sich ebenfalls von Gott führen liess. Bruder Andreas drückt den franziskanischen Gehorsam so aus: »Klugheit und Demut helfen uns, wenn

Bis Franziskus (1182–1226) soweit gereift war, war es ein weiter Weg, will doch der schwerreiche Kaufmannssohn zunächst Ritter werden und in der mittelalterlichen Feudalgesellschaft in den Adel aufsteigen. An der Seite seines Vaters vertriebt die Kaufmannszunft mit Feuer und Schwert 1198 die Adligen von Assisi aus ihren Wohntürmen. Nach Kriegsgefangenschaft und schwerer Krankheit erlebt Franziskus 1205 den entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben, als er auf der Suche nach Sinn einem Leprakranken begegnet und ihn spontan umarmt und küsst. »Der Höchste hat mich unter sie geführt, und in der Begegnung mit ihnen ist meine Liebe erwacht«. »Dazu muss man wissen«, erklärt Reiseleiter Michael Bangert, »dass Aussätzige damals noch zu Lebzeiten enterbt wurden, und für sie wurde in ihrem Beisein die Totenmesse gelesen. Damit waren sie brutal ausgestossen und sozial tot.«

Franziskus findet seine neue Berufung und will Jesu Sendung weiterführen, und zwar »mit leeren Händen und friedfertig«, so Christentumshistoriker Bangert. Bald schliessen sich Gefährten an und ziehen predigend durch die umbrische Region. Die Laienbewegung, in der es keine Standesunterschiede gibt, wächst. Der mächtige Papst Innozenz III., der



Basilika San Francesco. Bruder Andreas führt durch die Grabeskirche mit dem ältesten Franziskus-Fresko, das um 1320 entstand

von Assisi und freue mich über die wunderbare Natur, wie sie Gott geschaffen hat«, sagt der hagere, bärtige Mann in schwarzer Kutte mit einem ehrlichen Lächeln, das aus der Tiefe seines Herzens kommt. »Im Orden fühle ich mich zuhause«, ergänzt der 40-Jährige und wendet seine feingliedrigen Hände wieder hoch in Richtung Bildprogramm der Fresken an Decke und Wänden, die seit 700 Jahren in der Kirche, in der der heilige Franziskus begraben ist, gut erhalten und farbintensiv das franziskanische Verständnis von Mensch- und Christsein überliefern.

zum Beispiel ein Franziskaner von seinen Vorgesetzten an einen Ort geschickt wird, wo er nicht hin will. Wenn man aber versucht«, so der Franziskanerbruder, »aus Liebe zu den Menschen, auf die man dort trifft, seinem Auftrag nachzugehen, kommt es mit der Zeit gut«. In den Worten von Ruf: »Franziskus fügte sich in den gebietenden Willen seines Schöpfers, der autoritativ Erfüllung fordert.« Und weiter: »Diesen Willen wirksam zu befolgen, das heisst ihm innerlich zuzustimmen, setzt Klugheit voraus, und ihn in der Tat ausführen heisst soviel wie: Mut zum Dienen und Gehorchen.«

vom evangelischen Aufbruch der franziskanischen Fraternitas beeindruckt ist, erlaubt den Brüdern die Laienpredigt in der ganzen Kirche. Dieser Armutsbewegung schliessen sich mit Klara, die aus dem Adel Assisis stammt und 1211 aus ihrem Wohnturm flieht, selbstbewusste, starke Frauen an. Sie gründen in San Damiano, einer kleinen Kirche vier Kilometer ausserhalb von Assisi, eine eigene Schwesterngemeinschaft. ◆

Wolf Südbeck-Baur

Ausführlicher Bericht auf www.aufbruch.blog

Schwester Kuh, Bruder Schwein

Was wir den Tieren schulden. Neue Erkenntnisse der Verhaltensbiologie und die biblische Ethik

Von Anne Strotmann

Paradiesische Zustände sind das, die am Anfang der Bibel stehen. Wir blicken mit Gott auf den sechsten Schöpfungstag: Gestern hat er Fische und Vögel geschaffen, heute belebt er die Erde, macht Landtiere aller Arten und sieht: Ja, es ist gut. Der Anblick scheint ihn dazu zu ermutigen, noch am selben Tag ein Experiment zu wagen: Er macht Menschen. Merkwürdig ist, dass er daraufhin auf jenen zufriedenen Kommentar verzichtet, mit dem er in der vergangenen Woche jedes seiner Werke abschloss. Vermutlicher weniger, weil er es für misslungen hält, als vielmehr, weil das Projekt Mensch noch nicht vollendet ist.

In beiden Erzählungen vom Beginn der Welt, in Genesis 1,1-2,4a und Genesis 2,4b-25, stehen Tier und Mensch einander nahe, sie sind Schöpfungsgeschwister. In der älteren Erzählung werden Menschen und Tiere aus der gleichen Erde gemacht und Gott gibt ihnen die Pflanzen zur Nahrung: Eden ist voller Veganer. Aufgeklärten Christen ist klar, dass es sich hier nicht um einen Tatsachenbericht handelt. Doch was in der Bibel über Schöpfung und Erlösung steht, erzählt vom Verhältnis der Menschen zu ihrer Welt und zu Gott. Ihr Anfang und Ende spiegeln die menschliche Sehnsucht, was sein könnte und doch sicher von Gott so gemeint sein muss.

Unsere Gesellschaft ist von dieser Vision heute weit entfernt. In der Industrie, die Fleisch, Eier, Milch, Käse »produziert«, werden Tiere in ein möglichst lukratives System gepresst: enge Käfige, Qualzucht, Kükenschreddern, Akkordschlachtung. Zwar gelten die Tierschutzverordnungen in der Schweiz als streng, aber in der Praxis geht es eher darum, was Landwirtschaft, Industrie und Verbrauchern finanziell zugemutet werden darf, als darum, was Tieren zugemutet wird. Bio-Siegel beruhigen das Gewissen, aber etwas mehr Platz und besseres Futter sind noch lange nicht »artgerecht«. Auch Bio-Kühe müssen immer wieder schwanger werden, um Milch zu geben, und leiden darunter, dass ihnen ihre Kinder weggenommen werden.

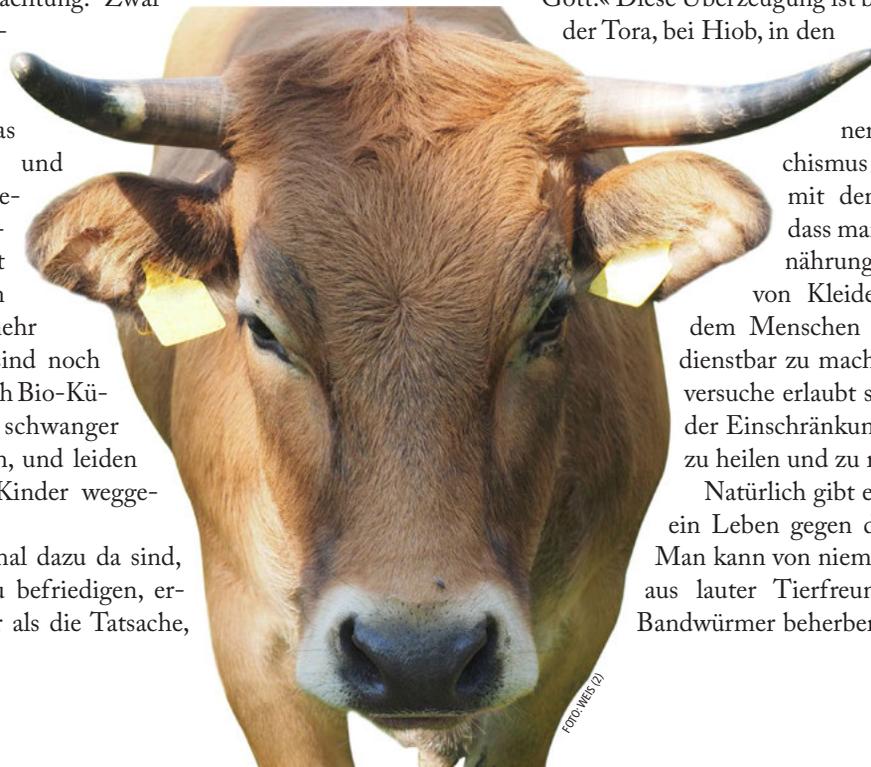
Dass Tiere aber nun einmal dazu da sind, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, erscheint ganz normal. Besser als die Tatsache,

dass Mensch und Tier Schöpfungsgeschwister sind, haben die meisten deshalb den so genannten »Herrschaftsauftrag« parat: Die Menschen »sollen herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Kriechtiere auf dem Land« (Gen 1,26). In neuerer Zeit wird das hebräische Verb anstelle von »herrschen« gerne mit »verwalten« übersetzt. Doch selbst die gewaltsensiblen Übersetzer der »Bibel in gerechter Sprache« wählen das noch brutalere Wort »niederzwingen«, um die Gewalt nicht zu verdrängen, die die Karriere des so genannten »Herrschaftsauftrags« nach sich zog.

Natürlich haben Menschen in den meisten Kulturen und Zeiten Tiere gegessen. Doch sie haben damit auch stets gerungen: Die Speisevorschriften und der Opfertierkult in der Tora, die Sakralisierung des Schlachtens von Tieren, in Grundzügen heute noch in Judentum und Islam erhalten, zeugen von Skrupel und Ehrfurcht. Blut ist als Sitz des Lebens heilig und deshalb für Menschen tabu, es gehört Gott. Das Schlachten eines Opfertieres im Jerusalemer Tempel wurde von Priestern im geheiligten Bereich zelebriert, begleitet vom Gebet derer, die das Tier opferten und assen.

Kein Wunder, dass sich diese ambivalente Haltung zu Tieren auch im katholischen Katechismus niederschlug. Dort heisst es einerseits: »Tiere sind Geschöpfe Gottes und unterstehen seiner fürsorgenden Vorsehung. Schon allein durch ihr Dasein preisen und verherrlichen sie Gott.« Diese Überzeugung ist biblisch, man findet sie in der Tora, bei Hiob, in den

Sozial. Kühe vermischen ihre Kinder...



Psalmen: Den Schöpfer erkennt man in seiner Schöpfung. Der Katechismus rechtfertigt dann aber mit dem »Herrschaftsauftrag«, dass man sich der Tiere »zur Ernährung und zur Herstellung von Kleidern bedienen« darf, sie dem Menschen in Arbeit und Freizeit dienstbar zu machen sind und auch Tierversuche erlaubt sind, diese allerdings mit der Einschränkung, »menschliches Leben zu heilen und zu retten«.

Natürlich gibt es Konfliktfälle, in denen ein Leben gegen das andere stehen kann. Man kann von niemandem erwarten, dass er aus lauter Tierfreundlichkeit Zecken und Bandwürmer beherbergt oder sich von wilden



FOTO: EPD

... Schweine können sich in Gruppenmitglieder einfühlen

Tieren fressen lässt. Kein Mensch soll verhungern, weil er auf Tiere als Nahrung angewiesen ist, was in einigen Teilen der Welt der Fall sein kann. Doch die Lust, Bratwurst statt Pommes zu essen, ein Delphinarium zu besuchen, in Mitteleuropa Pelz zu tragen oder an Tieren getestetes Makeup zu benutzen – all das sind keine Konfliktfälle. Der Theologe Kurt Remele äussert sich klar: »Das Interesse eines Menschen, aus geschmacklichen Gründen lieber ein Tier zu essen als Hülsenfrüchte, steht hinter dem Interesse des Tieres zurück, nicht gequält und getötet zu werden.«

Gott wohnt im Mastschwein

Papst Franziskus übte in seiner bemerkenswerten Enzyklika »Laudatio Si« scharfe Kritik am »despotischen Anthropozentrismus«, der herrschenden Auffassung, dass dem Menschen als Mittelpunkt der Welt alles zustehe. Die Natur sei kein blosses Rohstofflager, die Tiere nicht für uns da. Franziskus macht ihren Wert noch deutlicher, als es der Katechismus tut: »Jedes Geschöpf ist Gegenstand der Zärtlichkeit Gottes. Auf diese Weise wohnt Gott selbst in jedem Geschöpf und offenbart sich durch dieses in der Welt.«

Gott wohnt im Mastschwein. Er sagt etwas über sich selbst nicht nur durch Jesus, sondern auch durch die schwangere Milchkuh. Wenn wir Tiere mit diesen Augen und nicht nur als Konsumgüter ansehen würden, bräuchten wir die beeindruckenden Tests der verhaltensbiologischen Forschung nicht, um überrascht festzustellen, dass unsere Gemeinsamkeiten mit ihnen viel grösser sind als die Unterschiede: Tiere haben komplexe Gedanken und Gefühle, gestalten ihr Leben planvoll nach ihren Bedürfnissen, empfinden nicht nur Schmerz, sondern auch Freude, Angst, Eifersucht, Neid und Trauer. Davon erzählt etwa der Förster Peter Wohlleben in seinem Bestseller »Das Seelenleben der Tiere«. Der katholische Moraltheologe Michael Rosenberger findet besonders erstaunlich, dass manche Tiere über ein Ich-Bewusstsein verfügen und sich im Spiegel erkennen. Sie sind zur Empathie fähig, die voraussetzt, zwischen Ich und Du unterscheiden zu können. Sie grenzen sich von ihrer Umgebung ab und interagieren mit ihr. Das ist gar nicht so verschieden von dem, was wir mit dem Begriff »Seele« bezeichnen. Auch Martin Luther brauchte keine Experimente, sondern nur den Blick in die Augen seines Hundes, um überzeugt zu sein: Tiere haben eine Seele.

Lange nahm man an, dass es zwischen Mensch, Tier, Pflanze klare Grenzen gebe, auch wenn diese sich mit wachsender Erkenntnis immer weiter verschoben. Die Forschung hat mittlerweile gezeigt, dass die Unterschiede zwischen Menschen, Schimpansen, Hunden, Schweinen, Kaninchen, Vögeln, Bienen, Quallen, Schwämmen, Pilzen, Seegrass graduell und nicht prinzipiell sind. Wenn man bedenkt, dass alles Leben seinen Anfang vor Jahrmilliarden in einer einzigen Zelle nahm, ist das nicht überraschend. Die Natur ist verschwenderisch in ihrem Lebenshunger, sie probiert alles aus; auch Lebensformen, die unsere Existenz bedrohen. Es ist ein Leben in Fülle, über das man nur staunen kann.

Etwas Besonderes hat der Mensch schon, und zwar ein Bewusstsein für die eigene Endlichkeit, die abstrakte Furcht vor dem unausweichlichen Tod. Tiere denken (so weit wir wissen) nicht darüber nach, wie sie ihr Ego über den biologischen Verfall hinausretten können und grübeln nicht über den Sinn des Lebens. Zwar können Tiere protoreligiöse Verhaltensweisen zeigen (die For-

scherin Jane Goodall hat beobachtet, wie sich Schimpansen vor einem Wasserfall versammelten, um dort in Trance zu geraten, manchmal auch zu tanzen), aber sie haben keine Religion. Sie brauchen auch keine. Aber können Menschen ihre Religion einfach an den Tieren vorbei gestalten?

Man kann der Ansicht sein, dass nur der Mensch überhaupt erlösungsbedürftig ist: als Kreatur, die vom Baum der Erkenntnis ass, die in sich den ewigen Kampf zwischen Gut und Böse ausfechten muss, mit einem moralischen Sonderproblem belastet, in ihrer Todesangst viel ungeborener als ihre Geschwister. Aber schon Paulus schreibt im Brief an die Gemeinde in Rom, dass die ganze Schöpfung Sehnsucht hat nach Gott. Auch sie soll »von der Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes«. Warum sollte Gott nur für eine Spezies Partei ergreifen? Der südafrikanische ehemalige Erzbischof Desmond Tutu, der als Menschenrechtsaktivist mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde, findet deutliche Worte: »Es ist eine

Von Wiesenmilch und Freilandeiern

Wo schellen die Alarmglocken, wenn von Mutterkühen, Wiesenmilch, Hornkäse oder vom Freilandei die Rede ist? Das bedeutet doch, dass die anderen Kühe keine Mütter sind und die Kälber ohne sie aufwachsen müssen. Dass die meisten Milchkühe mit Getreide gefüttert werden, obwohl sie Weltmeister im Verdauen von Gras sind. Oder 90 Prozent der Kühe enthornt und verstümmelt sind und es eine Besonderheit ist, dass Hühner im Freiland leben dürfen.

Diktat. Die Kehrseite der Medaille ist trotz grossem Engagement und vielen guten Initiativen in der Schweiz immer noch Normalität: einseitige Fokussierung auf Leistung und Effizienz mit Qualzucht und Massentierhaltung. Bei den Pflanzen ist es ähnlich, Monokulturen, Verlust der Bodenfruchtbarkeit und der Saatgutvielfalt. Die Natur wird den ökonomischen Zwängen angepasst, anstatt dass wir uns der Natur anpassen. Das führt zwangsläufig zu Symptombekämpfung mit Pestiziden und Antibiotika, welche die Gewässer und Lebensmittel belasten. Das gegenwärtige Agrarsystem ist mehrheitlich ineffizient, weil zehnmal mehr Energie eingesetzt als am Ende geerntet wird. Es ist nicht nachhaltig, da es die eigenen Grundlagen zerstört und es ist ungerecht, weil Futtermittelimporte den Regenwald zerstören und Kleinbäuerinnen im Süden die Existenz raubt. Sie ist

gewalttätig, nicht nur wegen dem skandalösen Umgang mit den Tieren.

Nichts wert. Diese Vorwürfe können nicht allein den Bäuerinnen und Bauern angelastet werden. Sie stehen unter permanentem Druck. Wir wollen unser Geld lieber für Smartphones als fürs Essen ausgeben: durchschnittlich weniger als 7 Prozent des Einkommens. Politisch weht ebenfalls ein harter Wind, denn der Landwirtschaft wird mangelnde Produktivität vorgeworfen und der Wachstumszwang lässt Höfe sterben, dabei sind grössere Höfe oft Teil der Probleme. Zusätzlich kommen Bauern durch den Agrarfreihandel unter Druck.

Die Herausforderungen werden in der Regel mit Intensivierung, Technisierung und Spezialisierung angegangen. Intensivierung bedeutet zum Beispiel »Wegwerfkühe« (Tanja Busse). Männliche Kälber von Turbomilchkühen sind Abfall und sie selber ebenfalls, sobald die Leistung nachlässt. Die Technisierung erhält zurzeit mit der Digitalisierung neuen Schub: Drohnen zur Messung der Düngerbilanz oder Jätroboter, welche mühsame und teure Arbeit ersetzt. Das ist sicher nicht alles schlecht, aber die Bäuerinnen werden von der Industrie abhängig. Nachweislich bringt auch die Spezialisierung die Bauern in Nöte. Wer etwa in einen teuren Milchkuhstall samt Melkroboter investiert hat, findet beim gegenwärtigen tiefen Milchpreis kaum einen Ausweg.

Ernährungssouveränität. Was in der Industrie sinnvoll ist, ist in der Landwirtschaft zerstörerisch. In der Industrie kann eine Technologie durch eine bessere ersetzt werden. Die Landwirtschaft kann aber nicht ersetzt werden. Ein Fahrrad anstelle von Brot ist keine Alternative. Mit Boden, Pflanzen und Tieren ist kein endloses Wachstum möglich. Da die Bauern mit der Natur arbeiten und von ihr abhängig sind, muss er pfleglich mit ihr umgehen. Nur eine gewaltfreie und ökologische Landwirtschaft ist nachhaltig. Jede Agrarpolitik muss sich an diesen Zielen orientieren. Das Konzept der Ernährungssouveränität, über das wir im Herbst abstimmen, bietet einen Ausweg. Die Demokratisierung bedeutet, dass die Betroffenen entscheiden können, dass Preise gegenseitig geregelt werden oder die Schweizer Agrarpolitik nicht auf Kosten der Bäuerinnen und Bauern irgendwo auf der Welt gestaltet werden darf. Neben der Politik sind aber auch alle anderen gefordert, eine gesunde, lokale, bäuerliche Landwirtschaft zu fördern.

Thomas Gröbly

Thomas Gröbly, Dozent für Ethik und Nachhaltigkeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW, Mitglied des Landwirtschaftlichen Forschungsrates des Bundes, Buchautor, Inhaber des Ethik-Labors und Mitinhaber von ecoloc, Gesellschaft für Lokale Ökonomie.



Hühner. Es ist die Ausnahme, wenn das Federvieh wie hier im Forschungsinstitut für biologischen Landbau draussen leben darf

Art theologischer Schwachsinn zu glauben, dass Gott die gesamte Welt nur für die Menschen gemacht habe oder dass Gott nur an einer Spezies unter den Millionen Lebewesen, die Gottes gute Erde bevölkern, interessiert sei.«

Gemacht aus derselben Erde

Im ersten Buch Mose wird auch ganz selbstverständlich davon erzählt, dass Gott nach der Sintflut seinen Bund nicht etwa allein mit den Menschen schloss, sondern auch mit den Tieren und allem, was lebt. Für die Position des Menschen in der Welt hatten auch die Autoren der alttestamentarischen Weisheitsliteratur durchaus ein Gespür: Im Buch Hiob bringt der unendlich leidende Hiob seine Klage endlich vor Gott und dessen letztendlich »Trost« ab Kapitel 38 ist etwas speziell. Aus dem ohrenbetäubenden Wettersturm prasselt die mächtige Stimme Gottes auf Hiob ein: »Wo warst du, als ich die Welt gründete?« Als Herr der Tiere öffnet er Hiobs Augen für eine diesem bis dahin verborgene Welt: »Überwachst du das Werfen der Hirsche?« »Wer hat dem Wildesel die Freiheit gegeben?« »Erjagst du der Löwin den Raum, und stillst du die Gier der jungen Löwen, wenn sie in den Höhlen kauern?« »Wer bereitet dem Raben seine Speise, wenn seine Jungen zu Gott schreien?« Hiob ist nach dieser Lektion in Demut nicht etwa gekränkt, sondern integriert sich versöhnt in Gottes Schöpfung, denn »jetzt hat mein Auge dich geschaut«.

Während sich die Tiere im Alten Testament nur so tummeln, ist für sie im Neuen Testa-

» In dem beseelten System, das wir Schöpfung nennen, sind wir verwandt mit allem, das lebt

Anne Strotmann

ment, das sich ganz auf Jesus konzentriert, kaum Platz. In einigen apokryphen Evangelien, die es nicht in den biblischen Kanon geschafft haben, tauchen sie häufiger auf: Dort hat Jesus Mitleid mit Tieren, er heilt sie, erweckt sie zum Leben und spricht sich sogar gegen den Fleischverzehr aus. Aber auch der Jesus der Evangelien geht zumindest selbstverständlich davon aus, dass Tiere eine direkte Beziehung zu Gott haben: »Verkauft man nicht fünf Spatzen für ein paar Kupfermünzen? Und doch vergisst Gott nicht einen von ihnen.« (Lk 12,6 par Mt 10,29) Jesus beginnt, das Reich Gottes zu verkünden, unmittelbar, nachdem er vierzig Tage »bei den wilden Tieren« in der Wüste gelebt hat. Jesus ist der neue Adam, der in Frieden, sündlos, ohne Angst mit der Schöpfung lebt. »Überall, wo vom Reich Gottes die Rede ist«, folgert der Theologe Michael Rosenberger, »sind auch die Tiere mit in den Blick zu nehmen.«

Christen können die Bibel (und sich selbst) tiefer verstehen, wenn sie diese mit offenen Augen für die Tiere neu lesen. Es wäre jedoch unredlich, zu behaupten, die Bibel würde uns eine einfache konkrete tierethische Anleitung liefern. Als Handlungsanweisungen eignen sich die überlieferten Glaubenszeugnisse von Menschen, die vor Jahrtausenden gelebt haben, nur, wenn man den Geist versteht, den sie atmen. Heilige Schriften suchen nach Antworten auf die Fragen: Wie geht Menschsein? Was ist Gott? Sie kreisen darum auf unterschiedliche Art. Christen ist es besonders wichtig, dass Gott sich in Jesus auf die Welt eingelassen hat, in einem verletzlichen Körper aus Fleisch und Knochen – aus Liebe, Barmherzigkeit, Empathie. Diese lebendige Botschaft verneint alle despotischen Herrschaftsansprüche.

Albert Schweitzer prägte den berühmten Satz: »Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.« Daran kann uns auch die Geschichte vom Anfang der Welt erinnern: Dass wir, Gottes grosses Experiment, aus derselben Erde gemacht sind, wie alles andere. In dem beseelten System, das wir Schöpfung nennen, sind wir verwandt mit allem, was lebt. Vielleicht können wir Menschen, ungeborgen jenseits von Eden, auf diese Weise die Liebe zum Leben lernen. Vielleicht wird auch Gott dann eines Tages endlich sagen: Ja, es ist gut. ◆

Zum Weiterlesen

Kurt Remele, Die Würde des Tiers ist unantastbar. Neue christliche Tierethik, Verlag Butzon & Bercker.
Michael Rosenberger, Wie viel Tier darf's sein? Frage ethisch korrekter Ernährung aus christlicher Sicht, Verlag Echter.
Peter Wohlleben, Das Seelenleben der Tiere, Verlag Ludwig

Anne Strotmann, geboren 1985, ist katholische Theologin und Redaktorin bei Publik-Forum

Ein Leben für die Schwachen

Louise Schneider ist eine Frau der Taten. Mit ihren bald 87 Jahren setzt sie sich noch immer für sozial benachteiligte Menschen ein. In ihrem Kampf für Gerechtigkeit, gegen Waffen und Krieg geht sie, wenn nötig bis zum Äussersten



Louise Schneider in ihrem Garten mit dem Transparent, das ihr die GSoA-Mitglieder nachts an den Gartenhag gehängt hatten

Stephanie Weiss

Früher nannte man sie »Mutter Courage«, weil sie sich stets auf unkonventionelle und hartnäckige Art und Weise für Benachteiligte einsetzte. Bereits auf dem Pausenplatz stand sie für die Schwächsten unter den Schülerinnen und Schülern ein. Später gaben ihr die Medien den Übernamen »Sprayer-Grosi«, nachdem sie sich mit einer aufsehenerregenden Aktion gegen den Waffenexport wehrte und dafür festgenommen wurde. Doch das Leben von Louise Schneider ist viel facettenreicher, als es diese Etikettierungen auszudrücken vermögen.

Ein Haus voller Erinnerungen

Wie im Bilderbuch steht das romantische Haus mit seinem aufblühenden Garten auf einer Anhöhe in der Nähe von Bern. Lou-

ise Schneider steht vor dem Eingang und blinzelt in die Frühlingssonne. Die bald 87-Jährige findet ihren Wohnsitz jedoch nicht mehr so traumhaft. »Ich bin hier oben sozial isoliert. Viel praktischer wäre es, in der Stadt zu wohnen.« Dass hier eine Rentnerin der etwas besonderen Art wohnt, bemerkt man bereits auf den zweiten Blick. Am Gartenhag hängt ein Transparent mit der Aufschrift »Danke Louise für alles«. »Das haben meine Jungen gemacht«, erklärt sie lächelnd und meint damit die jungen Mitglieder der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee, GSoA.

Wir betreten das Haus, dessen Räume voll von Erinnerungen und Andenken sind und von einem bewegten Leben erzählen. Fotos an den Wänden zeigen die Enkel und Urenkel, auf der Fensterbank liegt ein

Buch von Karl Marx, im Zimmer mit Blick auf die Jurakette steht ein Schaukelpferd, das ihr Mann selber geschreinert hat. Sein Tod hat eine grosse Lücke in ihrem Leben hinterlassen.

Louise Schneider wird in den Medien »Sprayer-Grosi« genannt. Dies, weil sie vor einem Jahr auf die Bauabsperung der *Schweizer Nationalbank* »Geld für Waffen tötet« gesprayed hatte, um gegen die Kriegsgeschäfte der Schweizer Nationalbank und anderer Finanzinstituten zu protestieren. Die Polizei verhaftete sie anschliessend. Schon immer hat die kleine Frau mit dem stakenden Willen gegen Ungerechtigkeit, Armut und Krieg gekämpft und das nicht erst mit jener Aktion in Bern.

Schon in der Kindheit politisiert

Bereits als Kind fiel Louise als starke Persönlichkeit auf. Aufgewachsen in einer Arbeiterfamilie auf dem Lande hatte sie es nicht leicht, da die »Büetzer« einen schlechten Ruf hatten. »Mein Vater war ein blitzgescheiter Mann und als dunkelroter Sozi in der Arbeiterbewegung aktiv. Als ehemaliges Verdingkind, später als Knecht und schliesslich als Arbeiter musste er immer unten durch.« Nachts, wenn die Eltern sie schlafend glaubten, lauschte die damals Achtjährige den politischen Diskussionen der Aktivdienstler rund um das Kriegsgeschehen und wie sie Pläne schmiedeten für den schlimmsten Fall. Da das Gymnasium, ein Studium oder eine andere höhere Ausbildung »für arme Arbeiterkinder nicht in Frage komme«, wie der Dorfpfarrer im Konfirmationsunterricht mitteilte, organisierte sie sich selbständig eine Stelle auf einem grossen Bauerngut im Welschland. »Da habe ich eigentlich die Hausherrin ersetzt, welche die Zeit lieber mit Geigenspielen und in Genf verbrachte. Ich habe aber immer leidenschaftlich gerne gearbeitet, deshalb war das für mich kein Müs-

sen.« Rückblickend sei sie sehr emanzipiert gewesen, weil sie früh beschlossen hatte, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Das junge Mädchen hatte sich in den Kopf gesetzt, trotz aller Schwierigkeiten eine Lehrstelle zu finden, und setzte kurzerhand ein Inserat ins Amtsblatt des Kantons Bern. Der Plan ging auf, so dass sie auf einer Gemeindekanzlei eine Lehre absol-

»Ich ertrage es einfach nicht, wenn auf dieser Welt Kinder geschändet werden und wenn Kinder verhungern

Louise Schneider



Eine Kämpferin, die weiss, was sie will und das auch durchsetzt

vieren konnte. Da sie von ihren Eltern nicht unterstützt werden wollte, besorgte sie sich in ihrer forschen Art ein Darlehen beim Arbeitgeber ihres Vaters. Dieser gab ihr das Geld, forderte aber die umgehende Ratenrückzahlung nach Lehrabschluss, ansonsten würde er das Geld von Vaters Lohn abziehen. Dies belastete sie sehr, da sie nicht wusste, ob sie nahtlos eine Stelle finden würde. Die junge Frau kämpfte sich jedoch nach der Ausbildung wacker durch und nahm jede Arbeit dankbar an, um die Schulden pünktlich zurückzubezahlen. Bald kamen Hochzeit, Kinder und die damit verbundenen Pflichten. Nebenher engagierte sie sich in der Jugendarbeit. War sie damals schon Pazifistin? Louise Schneider mag es nicht, etikettiert zu werden. »Ich wollte schon immer den Armen und Unterdrückten helfen. Das war seit jeher meine Überzeugung, weil ich ja immer selber eine von ihnen war. Und ich ertrage es einfach nicht, wenn auf dieser Welt Kinder geschändet werden und wenn Kinder verhungern«, sagt sie mit Tränen in den Augen.

Später wurde die umtriebige Kämpferin politisch aktiv und sass als SP-Vertreterin im Gemeindeparlament von Köniz. »Das waren verlorene Jahre«, meint sie rückblickend. Als Frau und obendrauf noch als Kommunistin hatte sie es schwer in der Lokalpolitik.

»Mutter Courage«

Tatenlos blieb die dreifache Mutter nicht, absolvierte kurz darauf eine vierjährige Ausbildung zur Sozialarbeiterin und arbeitete im Inselspital. Auch hier kam ihre re-

solute Art zum Tragen, wenn sie sich für die Schwachen einsetzte. »Wenn ein Assistenzarzt sagte, dass wir noch ein Plätzchen für eine Patientin suchen müssten, antwortete ich: He, das ist eine alte Frau und die braucht einen Platz!« Weil sie oft selbständig agierte, wurde sie im Spital »Mutter Courage« genannt. Später waltete sie weitere 15 Jahre als Personalberaterin am Inselspital.

Nebst dieser intensiven Berufstätigkeit absolvierte sie eine Katecheten-Ausbildung. Und dann kamen ihre »Schützlinge« in ihr Leben. Im Konfirmationsunterricht hatte sie es mit schwierigen Jugendlichen aus einem nahe gelegenen Heim zu tun. Eines der Mädchen hatte ein besonders schweres Schicksal mit entsetzlicher Missbrauchserfahrung zu tragen und war etliche Male von einem Pflegeplatz oder Heim zum nächsten gereicht worden. »Sie redete nicht, sondern provozierte so lange, bis sie den ersten Schlag bekam.« Das Ehepaar Schneider beschloss, das Mädchen bei sich aufzunehmen und geriet dabei an Grenzen. Bald kamen ein zweites und später ein drittes »Menschenkind« dazu. Bei Louise fanden die von Gewalt, Missbrauch und Drogen gezeichneten Jugendlichen endlich eine Fürsprecherin, jemanden, der zu ihnen stand, ihnen emotionale Wärme gab und sie förderte. Bis heute pflegt sie einen engen Kontakt zu ihren Schützlingen.

Bei der Polizei kennt man sie

Zur GSoA kam sie über die Jugendbewegung der Achtzigerjahre. »Ich war an x De-

mos, die Polizei kennt mich mittlerweile mit Namen. Wir winken einander an Demos jeweils zu.« An der GSoA gefällt ihr, dass die Gruppierung tun und lassen kann, was sie will, da sie nicht gewählt werden muss. Zu ihrem Spitznamen »Sprayer-Grosi« meint Louise lapidar: »Wenn es ihnen wohl tut, sollen sie es schreiben. Ich bin ich und fertig.«

Kürzlich schrieb sie Bundesrat Schneider-Ammann einen Brief, weil er das Waffengesetz öffnen wollte. »Ich habe im Jemen die vertrockneten Augen der hungrigen Kinder und deren Mütter gesehen und weiss um das Elend mit den vielen Kriegen. Ich fragte ihn, wie man denn das aushalten solle? Er wisse doch genau wie ich, dass in Jemen und Syrien Schweizer Waffen benutzt würden.« Das Antwortschreiben war enttäuschend, weil der Bundesrat aufgrund von Gesetzestexten beweisen wollte, dass das alles in Ordnung sei. In solchen Momenten gerät die Friedenskämpferin trotz ihres Alters in Rage.

Louise hat in ihrem Leben viel Unschönes gesehen und selber erlebt. Doch sie ist eine, die nicht wegschaut, sondern sich vehement einsetzt. Dabei geht sie bis zum Äussersten. Als eine Universitätszahnklinik die Behandlung eines ihrer Schutzbedrohten verweigerte, hartete sie im Wartezimmer aus und verkündete, dass sie da bleiben werde, bis sie die Polizei hole. Nach einigen Stunden Warten erhielten sie die gewünschte Behandlung.

Eines ist klar: Louise gibt nicht auf – und das, solange sie die Kraft hat zu kämpfen.

Grosse Chance

Die Vollgeld-Initiative will Geldschöpfung und Kreditvergabe trennen – eine Chance für eine gerechtere Welt

Albert Leibacher



FOTO: ZUG

Albert Leibacher ist diplomierte Mathematiker und Mathematiklehrer an einer Privatschule

Die Schweizer Stimmberechtigten entscheiden am 10. Juni über die Vollgeld-Initiative.

Im Vollgeldsystem wird alles umlaufende Geld, Bargeld und Buchgeld – das ist Geld, das nur als Zahl auf Zahlungsverkehrskonten existiert – von einer öffentlichen Einrichtung erstellt. Dagegen

wird in der bestehenden Geldordnung nur das Bargeld von der Nationalbank ausgegeben. Buchgeld hingegen erzeugen die privaten Banken selbst, und zwar mit jeder Kreditvergabe. Die Vollgeld-Initiative fordert, dass auch das Buchgeld von der Nationalbank erschaffen wird. Es wird damit eine klare Trennung zwischen Geld und Kredit eingeführt: die Nationalbank ist allein zuständig für die Erschaffung des Geldes, die Geschäftsbanken für die Erteilung von Krediten, sie dürfen jedoch das Kreditgeld nicht mehr selbst erzeugen. Zudem werden die Zahlungsverkehrskonten im Vollgeldsystem ausserhalb der Bankbilanzen geführt. Buchgeld ist so für die Kunden genauso sicher wie Bargeld.

Aus rechtsphilosophischer Sicht ist nicht begründbar, warum einer Gruppe von Wirtschaftsteilnehmern, den Banken, das Recht eingeräumt wird, das für ihre Geschäftstätigkeit benötigte Geld selber zu erzeugen. Die Buchgeldschöpfung durch die Banken kommt einer staatlichen Subvention gleich und stellt einen ungerechtfertigten Wettbewerbsvorteil gegenüber allen anderen Unternehmen dar. Es ist zu hoffen, dass die Stimmberechtigten der massiven Propaganda der Bankenwelt widerstehen und mit einem deutlichen Ja der Schweiz die Chance eröffnen, als erstes Land der Welt eine gerechtere Geldordnung einzuführen.

Guy Rueff, Präsident der *Israelitischen Gemeinde Basel ISG* ist froh, dass sich die Basler Regierung nun doch an den Kosten für die Sicherheit der Synagoge beteiligen will. Im letzten Herbst wurde dieser finanziellen Unterstützung eine Absage erteilt. Im April wurden die Gespräche noch einmal aufgenommen. »Die jüdischen Gemeinden der Schweiz betreiben seit Jahren einen grossen finanziellen Aufwand, um ihre täglichen Aktivitäten (Gottesdienste, Religionsschulen, Kindergarten, Verwaltungsgebäude und Synagogen etc.) mit Schutzpersonal abzusichern. Zwar leistet die Polizei an Grossanlässen und auch im weiteren Umfeld sehr viel. Doch die wie in allen umliegenden Ländern Europas heute selbstverständlichen und leider nötigen täglichen Überwachungsaufgaben vor Ort bringen die jüdischen Gemeinden finanziell in Schwierigkeiten. In den letzten Monaten haben sowohl der Bund wie auch der Kanton Basel-Stadt vermehrt Verständnis für dieses seit Jahren auf dem Tisch liegende Problem gezeigt und wir sind zuversichtlich, dass die letzten guten Gespräche nun ein für alle Beteiligten befriedigendes Ergebnis zeigen werden«, erklärt Rueff auf Anfrage.



Guy Rueff

FOTO: HANS-JÜRIG WALTER/GEWÖCH

Hannes Lindenmeyer, Kirchenpflegepräsident Aussersihl, übt scharfe Kritik am Immobilienleitbild der *Zentralkirchenpflege ZKP* der reformierten Stadtzürcher Kirchengemeinden. Mit dem neuen Leitbild sollte unterschieden werden zwischen Betriebs- und Ertragsimmobilien. Konkret hiesse das, dass Gebäude, die nicht im kirchlichen Kontext genutzt werden, zu marktüblichen Preisen vermietet werden sollen. Dies löste massive Proteste aus. Das *Forum Offener St. Jakob* sammelte 520 Unterschriften für eine Petition, die verlangt, dass der *Reformierte Stadtverband Zürich* sein Immobilienleitbild überarbeitet. Aufgrund dieser innerkirchlichen und auch politischen Kritik möchte der ZKP das Leitbild nochmals überdenken. Wie Lindenmeyer im Magazin der Reformierten, *brief*, verlauten liess, sei zu hoffen, dass in Zukunft von der ausschliesslichen Orientierung an Marktmieten für die Liegenschaften im Finanzvermögen abgesehen werde.

Saida Keller-Messahli, Gründerin und Präsidentin des *Forums für einen fortschritt-*

lichen Islam, hofft, dass es bald zu einer Verurteilung der führenden Mitglieder des *Islamischen Zentralrats IZRS* kommt. Mitte Mai werden sich diese vor Gericht für ihre propagandistischen Aktivitäten verantworten müssen. In einem Präzedenzfall will die *Bundesanwaltschaft* klären, ob die Kommunikationsaktivitäten der Organisation noch unter die Meinungsäusserungsfreiheit fallen oder ob es sich um strafbare Propaganda für eine Terrororganisation handelt. Konkret will das Gericht beurteilen, inwiefern die Aktivitäten von **Naim Cherni**, Leiter des *Departements für Kulturproduktion des IZRS*, strafbar sind. Cherni hatte einen führenden Vertreter der Terrororganisation *Al-Qaida* in Syrien sowie einen Exponenten der Jihadisten-Dachorganisation *Jaysh al-Fath* interviewt und das Video auf *YouTube* veröffentlicht. Gemäss der Anklage hat der IZRS damit Propaganda für Terrororganisationen betrieben.



S. Keller-Messahli

so *20 Minuten*. Für Propaganda von Terror sieht das Gesetz Strafen von bis zu fünf Jahre Haft vor. »Eine Verurteilung wäre ein starkes Signal dafür, dass es in der Schweiz keinen Platz gibt für jihadistisches Gedankengut«, betont Keller-Messahli.

Martin Grichting ist der Überzeugung, dass der Missbrauchsskandal in der katholischen Kirche auf die Dezentralisierung zurückzuführen ist, da diese »die Vertuschung von Straftaten begünstigt«. Dies schrieb der Churer Generalvikar kürzlich in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Der Grund für die Verschärfung des Missbrauchsskandals liege einerseits darin, dass schon vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil das »alle beschützende« Kirchenrecht zu wenig beachtet worden sei und gleichzeitig »Liebe und Pastoral« zu stark gewichtet würden. Statt die Straftäter vor Gericht zu stellen und sie aus dem Klerus zu verbannen, versuche man, »... sexuellen Missbräuchen mit pastoralen Massnahmen zu begegnen.« Die Ausserachtlassung des Kirchenrechts auf der einen und die »undifferenzierte Forderung nach Dezentralisierung der Kirche« auf der anderen Seite komme »einem gefährlichen Populismus gleich«.

Kardinäle für Frauen-Bischofssynode

In der Frauenfrage scheint sich in Rom etwas zu tun. Die *Päpstliche Lateinamerika-Kommission* schlägt vor, eine »Bischofssynode der Weltkirche über Frauen im Leben und der Mission der Kirche« einzuberufen. Die vierseitige Abschlusserklärung der Kommission von Mitte April stellt gleich zu Beginn fest: »Die katholische Kirche, die dem Beispiel Jesu folgt, muss frei sein von jeglichen Vorurteilen, Stereotypen und Diskriminierungen gegenüber Frauen.« Wie die deutsche Reformbewegung *Wir-sind-Kirche* zu Recht festhält, sind es »nicht nur die epochalen Veränderungen, sondern das Vorbild Jesu, das eine neue missionarische Dynamik und einen lange überfälligen Bewusstseinswandel verlangt«. Zweifellos gehört die Frauenfrage zu den umstrittensten Themen innerhalb der römisch-katholischen Kirche.

Bedenkt man jedoch, dass Papst Franziskus

schon mehr als einmal unterstrichen hat, dass die Kirche um ihrer selbst willen in allen Bereichen, gerade auch in Leitungspositionen, einer grösseren Präsenz der Frauen bedarf, lässt der Vorschlag der *Päpstlichen Lateinamerika-Kommission* zumindest aufhorchen und endlich auf über atmosphärische Verbesserungen hinausgehende einschneidende kirchenrechtliche Änderungen hoffen.

Soll die neu vorgeschlagene Bischofssynode die Diskriminierung der Frauen abbauen, müssen die Frauen unbedingt von Anfang an eingebunden werden. Richtig hält *Wir-sind-Kirche* fest: »Theologie und Kirchenleitung dürfen nicht länger nur über die Frauen sprechen, sondern die Synode muss gemeinsam mit Frauen gestaltet werden.« Zudem müsse das Thema Frauenordination unbedingt auf die Tagesordnung.

Wolf Südbek-Baur



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Turbulenzen um Kloster Beinwil



FOTO: ADRIAN MICHAEL

Die *Ökumenische Gemeinschaft Beinwil* verlässt Ende Jahr das Kloster am Passwang. Ausbleibende Gäste und die entsprechend fehlenden Finanzen hätten den Verein gezwungen, den Nutzungsvertrag mit der *Stiftung Beinwil* zu kündigen. Gegenüber dem Basler Pfarrblatt *Kirche heute* spricht Christoph Wilden, Spiritus Rector des Ortes der Stille, von grosser Traurigkeit. Zugleich betont der Theologe, dass die letzten zehn Jahre durchaus auch eine erfreuliche Erfolgsgeschichte seien. Trotz verschachtelter Strukturen mit insgesamt sechs Eigentümern der Klosteranlage sei es immer wieder gelungen, das Kloster zu einem Ort ökumenischer Begegnung zu machen. Dafür erhielt die Gemeinschaft denn auch von allen Seiten ungeteilte Anerkennung.

Letzten Herbst hätten es plötzliche Absagen der Gäste für den Verein erforder-

lich gemacht, über die Bücher zu gehen mit dem Resultat, dass Ende 2018 nahezu Ebbe in der Kasse herrsche. Gegenüber *Kirche heute* sagte Christoph Wilden, das fremdvermietete Pfarrhaus in unmittelbarer Nähe zum Kloster sei Auslöser der Absagen gewesen. Unruhe sei von dem Pfarrhaus ausgegangen. Gäste, die im Kloster Beinwil eine Auszeit in Stille suchten, hätten ihre Erwartungen bedroht gesehen und nach einem ruhigeren Ort Ausschau gehalten, sagt Wilden. Weil die *Ökumenische Gemeinschaft Beinwil* mit Kirchgemeinde und Stiftung aber keine Lösung fand, musste der Verein wohl oder übel die Konsequenzen ziehen und den Nutzungsvertrag kündigen.

Zuvor, so ist zu hören, hätte die *Ökumenische Gemeinschaft* den Stiftungsrat vor die Alternative gestellt: Entweder könne die Gemeinschaft das Pfarrhaus nutzen, denn dieses müsse unbedingt in die klösterliche Stille miteinbezogen werden können. Werde diesem von Wilden mit Nachdruck vortragenen Anliegen jedoch nicht entsprochen, müsse die Gemeinschaft sich einen anderen Ort suchen. Die Suche hat begonnen.

Wolf Südbek-Baur

Gastkolumne

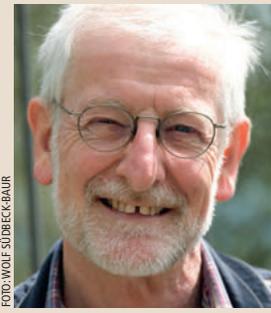
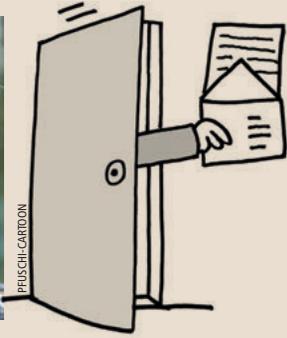


FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR



PEISCH-CARTOON

AKW: Inakzeptable »Revision«

Fukushima, AKW Beznau, Strahlenschutz. Um was geht es? Die Schweiz hat sich im Mai 2017 für den Atomausstieg entschieden. Eingeläutet haben diese Abkehr von der hochriskanten Nukleartechnologie 2011 die vier Bundesrätinnen (!) Widmer-Schlumpf, Calmy-Rey, Leuthard und Sommaruga, die in weiser Voraussicht die Kernschmelzen im AKW Fukushima in ihrer ungeheuerlichen Dimension ernst nahmen. Die nachfolgende Überprüfung der Schweizer AKW ergab, dass das AKW Beznau bei einem starken Erdbeben, wie es alle 10 000 Jahre zu erwarten ist, den Sicherheitsstandards nicht genügt: Zu viel Radioaktivität würde aus dem beschädigten AKW in die Umgebung entweichen. Die Verstrahlung der Bevölkerung mit Tausenden Krebstoten wäre nur eine der fatalen Folgen. Statt den AKW-Betrieb einzustellen, hat der Bundesrat – unterstützt vom *Eidgenössischen Nuklearen Sicherheitsinspektorat* – nun eine »Revision der Verordnungen im Kernenergiebereich« vorgesehen. Diese lockert die Sicherheitsanforderungen auf mehreren Ebenen massiv, was den AKW-Weiterbetrieb erlauben würde. Dieses Vorgehen ist inakzeptabel! Wer verordnet schon eine Erhöhung der Höchstgeschwindigkeit, damit Raser dem Fahrausweisentzug entgehen? Dass diese »Revision« einem parallel laufenden Prozess genau zu diesem Thema am Bundesverwaltungsgericht vorgeht, zeigt Unverständnis für das Prinzip der Gewaltentrennung. Zum Glück regt sich Widerstand, da nicht nur atomkritische, sondern auch bürgerliche Kreise dringend für eine unabhängige Sachprüfung votieren. **Claudio Knüsli, Onkologe und Vorstand der ÄrztInnen für soziale Verantwortung und zur Verhütung eines Atomkriegs, ippnw.ch**

»Jenseitsvorstellungen sind ein kreativ-poetischer Akt«

Der renommierte Fribourger Bibelwissenschaftler und Orientalist Othmar Keel revolutionierte das Verständnis des Alten Testaments. Der Benoist-Preisträger sieht das Verhältnis der Religionen in einer vertikalen ökumenischen Linie. Heute leidet der 80-Jährige an Parkinson und stellt gängige Jenseitsvorstellungen in Frage

Von Thala Linder

aufbruch: *Woher kommt ihr Interesse für Heilige Schriften, insbesondere das Alte Testament?*

Othmar Keel: Vor ungefähr 50 Jahren hat mich in Einsiedeln an der Klosterschule ein Benediktiner dafür begeistert. Ich fand, wenn Gott schon etwas veröffentlicht hat, sollte man das auch lesen. So habe ich damals das gesamte Alte Testament gelesen und später in Zürich einen intensiven Hebräisch-Kurs absolviert. 1960 habe ich zum ersten Mal Israel bereist, weil ich fand, wer sich für die Bibel interessiere, müsse auch das Land der Bibel gesehen haben.

Aus diesen Reisen entstand dann das, was heute in Fachkreisen über Sie gesagt wird: Sie hätten das Verständnis des Alten Testaments revolutioniert...

Keel: Ja, und daraus, dass ich Bilder ernst genommen habe. Ich entdeckte, dass viele der biblischen Sprachbilder ägyptischen Bildern fast eins zu eins entsprechen. Ich sammelte diese Bilder und machte Diavorträge, in denen ich die Bilder mit den Texten konfrontierte. Daraus ist mein Buch »Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament« am Beispiel der Psalmen entstanden.

Bei einem Israelaufenthalt 1975 ist mir aufgefallen, dass ich vor allem Bilder aus der Umwelt des Alten Testaments verwendet hatte, meist Grosskunst, die es in Israel kaum gab. Meine Kollegen erklärten dies mit dem alttestamentlichen Bilderverbot. Für mich war aber das Verbot ein Hinweis darauf, dass es Bilder geben musste. Ich fand dann zahlreiche Bilder in Miniaturformat auf Skarabäen, Rollsiegeln und in kleinen Terrakotten. Mit Hilfe der Motive dieser Bildträger konnte ich manche bisher unverstandenen Texte erklären, so zum Beispiel die Gottesreden im Buch Ijob.



Ägyptischer Skarabäus, ca. 950 v. Chr. Solche Bildträger erschloss Othmar Keel für die Bibel

Was können die monotheistischen Religionen von ihren altorientalischen Vorläuferreligionen lernen?

Keel: Vieles! Ich nenne diesen Lernprozess »vertikale Ökumene«. Vertikal, weil die Religionen aufeinander aufbauen. Jede nimmt etwas von der vorhergehenden auf und verändert es je nach Art und Weise des rezipierenden Systems. Man kann sich jeden Tag neu wundern, dass es Blumen, Tiere, Menschen unterschiedlichster Art gibt, ja, dass es überhaupt etwas gibt und nicht vielmehr nichts. Das ist ein grosses Geheimnis. Die monotheistischen Religionen glauben genau zu wissen, woher die Realität kommt: vom einen Gott. Vorher hat man in den unterschiedlichsten Phänomenen wie in Gestirnen, Bäumen, Krieg und Liebe Manifestationen verschiedenster Gottheiten gesehen, männlicher und weiblicher.

Was ist Ihr Anliegen hinter dem Begriff der vertikalen Ökumene?

Keel: Die Monotheismen haben ein grosses Problem mit dem Weiblichen. Sie sind patriarchal. Die vertikale Ökumene will den Absolutheitsanspruch der Monotheismen unterminieren. Sie zeigt, dass nicht nur die drei monotheistischen Religionen miteinander viel gemeinsam haben, sondern vieles, auch Wichtiges, von den paganen Religionen übernommen haben, auch der Islam, etwa die Kabaa in Mekka. Wenn ich mit jemandem etwas gemeinsam habe, fällt Empathie leichter, die Basis jeden friedlichen Zusammenlebens.

Aber ist es nicht gerade für religiöse Gemeinschaften auch wichtig, sich gegen andere abzugrenzen und so die eigene Identität zu stärken?

Keel: Identität ist für viele eine heilige Kuh, die alles rechtfertigt. Sie wird verwen-

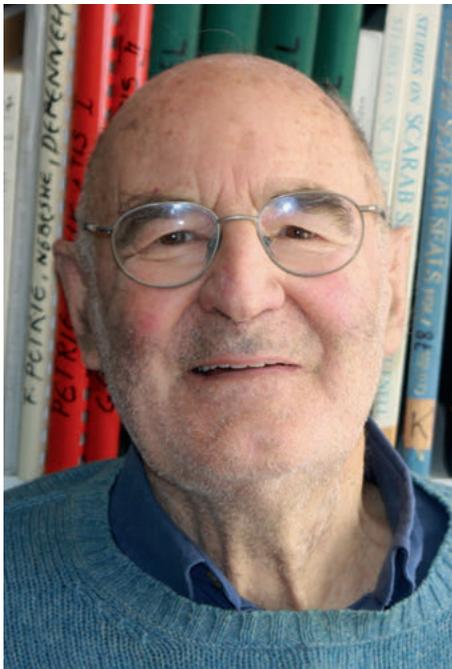
det, um schlimme Vorschriften gegen die Juden zu rechtfertigen – wie zum Beispiel gegen die Kanaanäer im 5. Buch Mose oder im Johannesevangelium. Aber das ist einfach ein zu hoher Preis, besonders weil diese Texte später wieder zur Rechtfertigung von Gräueltaten gegen Heiden und Juden verwendet wurden.

Sie weisen immer wieder auf die Problematik hin, was mit schwierigen biblischen Texten, die für absolut gehalten werden, geschehen kann. In einer Festschrift, die 2017 erschienen ist, haben Sie den Beitrag »Unheilige ›Heilige Schriften‹« beigesteuert. Weshalb diese Ausführungszeichen?

Keel: Weil in diesen heiligen Schriften sehr viel Furchtbares steht. Schon sehr früh merkte man das und hat versucht, ein internes Kriterium zu finden, um diese Stellen zu entkräften. In allen drei monotheistischen Religionen ist dieses Kriterium die Nächstenliebe.

Schriften werden unheilig durch diese Aussagen. Bleiben sie trotzdem heilig?

Keel: Ja, das Paradox »unheilige heilige Schriften« ist gerechtfertigt. Denn wenn



Othmar Keel lehrte bis 2002 als Professor für alttestamentliche Exegese und biblische Umwelt an der katholische-theologischen Fakultät Fribourg. Der 80-Jährige ermöglichte mit seinen Forschungen zur Bildwelt des Alten Orients neue Zugänge zu alttestamentlichen Texten. Die von ihm initiierte Sammlung ist im BIBEL+ORIENT Museum Fribourg zugänglich.

» Die meisten Jenseitsvorstellungen entspringen einem Wunschenken

Othmar Keel

man schaut, woher die Idee der allgemeinen Menschenrechte kommt, dann stellt man fest, dass sie eine lange Vorgeschichte hat. Diese geht zum Teil auf biblische Wurzeln, ja sogar vorbiblische zurück: die Überzeugung, dass von seinem Schöpfer jedes Lebewesen das Recht auf Leben und Unversehrtheit erhalten hat.

Was bedeutet »heilig«?

Keel: Das hat in verschiedenen Zusammenhängen verschiedene Bedeutungen. Wir interpretieren das hauptsächlich moralisch-ethisch. Wobei mir dieser Begriff zu wenig stark ist. Für eine Engelausstellung in Fribourg habe ich gezeigt, dass die Seraphim, die in der Vision von Jesaja 6 »heilig, heilig, heilig« rufen – oder zischen, weil sie Schlangen sind: qadosch, qadosch, qadosch – damit Unantastbarkeit ausdrücken. Heilig sind für mich Grundsätze, die unantastbar sind, wie der Respekt vor dem Nächsten.

Was bedeutet Ihnen heute die Bibel?

Keel: Ich habe ein gespaltenes Verhältnis. Zu vielen Stellen habe ich ein sehr positives, zum Beispiel zum Hohelied, weil ich ein sinnlicher Mensch bin. Deswegen wurde ich auch Alttestamentler. Das Neue Testament ist mir zu vergeistigt.

Würden Sie sich als Christ bezeichnen?

Keel: Kommt darauf an, was Sie damit meinen. Ich habe für mich ein kleines »Die Ehre sei...«, das ich täglich bete: »Die Ehre sei dem Ewigen, dem Menschensohn und der Geistkraft der Liebe.« Jesus ist eine grossartige Erscheinung. Man kann ihn im Sinne eines Superlatives als göttlich verstehen. In Einsiedeln sagte man »Herrgottsfrüh, Herrgottsschön«. Da könnte man von Jesus auch sagen: ein herrgottsguter Mensch.

Was treibt Sie an, sich weiter mit diesen Texten und Bildern zu beschäftigen?

Keel: Dasselbe, was einen Künstler antreibt: Man hat etwas im Kopf, das raus möchte. Die letzten Ausstellungen zu

»Gott – weiblich« und »Engel« habe ich gemacht, weil Frauen und Engel zwar nicht Gott selber, aber für mich als Mann eine Erscheinung des Göttlichen sind. Jetzt bin ich an einer Ausstellung über Tod und Jenseitsvorstellungen.

Weil Sie dieses Thema zurzeit selbst beschäftigt?

Keel: Ja klar. Ich bin alt. Im April erschien zu diesem Thema im Tages-Anzeiger ein Interview mit mir. Ich hätte nie gedacht, was das für ein Echo auslöst. Die Leute fanden es befreiend, dass endlich einer ausspricht, was sie denken, und ihnen Worte dafür gibt.

Was für Worte?

Keel: Dass die meisten Jenseitsvorstellungen einem Wunschenken entspringen. Jenseitsvorstellungen sind ein kreativ-poetischer Akt. Schon mein Vater, der sein ganzes Leben lang ein frommer Katholik war, wollte am Schluss von kirchlichen Riten nichts mehr wissen. Von diesen gegen-

» Heilig sind für mich Grundsätze, die unantastbar sind, wie der Respekt vor dem Nächsten

Othmar Keel

sätzlichen Entwicklungen höre ich immer wieder. Wie manche im Alter dünner oder dicker werden, werden manche gläubiger, andere weniger gläubig.

Weshalb wird der Glaube an ein Jenseits im Alter weniger?

Keel: Man hat einfach nicht mehr so viel Energie. Wie alles hat auch der Tod zwei Seiten. Einerseits hat man nicht mehr Anteil an all dem Schönen. Andererseits ist für mich mit Parkinson alles viel mühsamer: Zähneputzen, rasieren, ja sogar sprechen. Das alles muss man dann nicht mehr und mit allem Furchtbaren, das in der Welt täglich geschieht, ist man auch nicht mehr konfrontiert.

Gibt es etwas Wichtiges, das nicht gefragt oder gesagt worden ist?

Keel: Nein, es ist genug gesagt worden. ◆

Das Essay »Unheilige ›Heilige Schriften‹« findet sich auf www.aufbruch.ch

Das grosse Insektensterben

Die Zahlen sind erschreckend: gut drei Viertel aller Fluginsekten sind gemäss einer breit angelegten Studie innerhalb von 27 Jahren verschwunden



Flaute im Insektenhotel. In der Schweiz sind inzwischen 40 Prozent der Insektenarten vom Aussterben bedroht. Hauptursache ist der schwindende Lebensraum für die summenden Gesellen. Dafür wiederum ist laut WWF unter anderem die intensive Hochleistungs-Landwirtschaft verantwortlich

Ein internationales Forscherteam hat den dramatischen Insektenrückgang in Nordwestdeutschland in einer im Oktober 2017 veröffentlichten Studie bestätigt. Seit den 1990er-Jahren ist demnach ein Biomassenverlust bei Fluginsekten von 76 bis 81 Prozent feststellbar. Man muss kein Prophet sein, wenn man davon ausgeht, dass es in der Schweiz um den Insektenbestand ähnlich schlecht bestellt ist.

Ohne Insekten sind funktionierende Ökosysteme nicht möglich. Gerade im Bereich der Ernährung erbringen sie für unsere Gesellschaft lebensnotwendige Leistungen, etwa beim Bestäuben von Pflanzen. Insekten sind einerseits die artenreichste Gruppe von Lebewesen, andererseits reagieren sie schnell auf Veränderungen der Landschaft. Sie sind somit ein Indikator für deren Zustand. Der immense Verlust des Insektenbestandes hat weitgehende Folgen für das gesamte Ökosystem und wird sich stufenweise auf weitere Tierarten ausweiten – so beispielsweise auf Singvögel, zu deren Hauptnahrungsquelle Fluginsekten zählen.

Das dramatische Insektensterben ist nicht nur für Entomologen und Umweltschützer ein Alarmsignal, sondern ruft auch Politiker auf den Plan. So hat der

CSP-Nationalrat Karl Vogler im Dezember 2017 die Interpellation »Dramatisches Insektensterben« im Nationalrat eingereicht. Der Bundesrat antwortete im Februar 2018. Einerseits liess er verlauten, dass der Schutz der Biodiversität in der Bundesverfassung und in den Gesetzesgrundlagen verankert sei. Biodiversitätsförderflächen würden mittels Direktzahlungen in der Landwirtschaft gefördert. Andererseits lägen im Aktionsplan zur »Strategie Biodiversität Schweiz« Massnahmen zu deren Erhaltung vor. Weitere Massnahmen zugunsten der Insekten seien im Massnahmenplan Bienengesundheit sowie im Aktionsplan zur Risikoreduktion und nachhaltigen Anwendung von Pflanzenschutzmitteln vorgesehen.

Doch die Zeit drängt, zumal sich das Bundesamt für Umwelt BAFU für den Ak-

» Weniger Pestizide, ein höherer Todholzanteil und Gründächer würden den Insekten helfen

WWF Schweiz

tionsplan Biodiversität viele Jahre Zeit gelassen hat.

Mitte März hat Karl Vogler nun eine Motion eingereicht, mit der er ein Monitoring, also eine systematische Beobachtung der Insekten in der Schweiz, fordert. Der WWF Schweiz begrüsst diese Idee sehr, da ein solches Monitoring Daten zur Entwicklung des Insektenbestandes erhebt. Für den Naturschutz seien dies wichtige Daten, da nur mit einem Monitoring langfristige Entwicklungen objektiv feststellbar seien, erklärt der WWF weiter.

Als Hauptursachen für das Insektensterben gelten laut dem WWF Schweiz der Lebensraumverlust, der bedingt wird durch die intensive Landwirtschaft, zu aufgeräumte Landschaften und Hecken, fehlende Futtermöglichkeiten, überhöhte Pestizideinsätze und allgemein die Belastung der Umwelt durch schädliche Stoffe wie beispielsweise Stickstoff. Deshalb, so der WWF weiter, brauche es zum Schutz der Insekten Massnahmen auf verschiedenen Ebenen. Die Anwendung von Pestiziden in der Landwirtschaft müsse auf ein Minimum reduziert werden. Private sollten gänzlich auf künstliche chemische Spritzmittel verzichten. Strassenböschungen sollten »insektenfreundlich« geschnitten und gepflegt werden. Zudem würden ein höherer Todholzanteil sowie Gründächer den Insekten helfen.

In der Schweiz sind mittlerweile 40 Prozent aller untersuchten Insektenarten vom Aussterben bedroht. Laut WWF hat die Artenvielfalt in der Schweiz in den letzten Jahren stark abgenommen. Das habe sogar der Bund festgestellt und einen – aus ihrer Sicht ungenügenden – Aktionsplan zur Strategie Biodiversität festgelegt. Diese Massnahmen gehen dem WWF und weiteren Naturschutzorganisationen jedoch zu wenig weit.

Inwiefern dem Insektensterben Einhalt geboten werden kann, ist noch unklar. Klar ist hingegen, dass wenig Zeit bleibt. Jetzt ist erst mal das Parlament gefragt. Es muss demnächst zur Motion Vogler und dem geforderten Insekten-Monitoring Stellung beziehen.

Judith Albisser

Mehr zum Thema: www.wwf.ch



» Ich glaube, das grosse Lernen fängt erst mit dem Schmerz an

Anton Gunzinger

grösste finanzielle Desaster, das die Schweiz je produziert habe. Keiner der Stromkonzerne werde die Kosten stemmen können, die da auf sie zukämen.

Ich frage Gunzinger, ob er für seine Überzeugungen nicht auf dem Feld der Politik kämpfen müsste. Nein, sagt er, er habe alle derartigen Anfragen abgelehnt. Er schätze seine »Hofnarrenfunktion«, die es ihm erlaube, aus voller Unabhängigkeit den Mächtigen auch unangenehme Wahrheiten unter die Nase zu reiben. »Wenn ich sage: Ein Liter Benzin sollte 10 Franken kosten, dann habe ich 300 Lesercommentare im *Blick*, die nicht nur nett sind. Aber ich kann das sagen, weil ich auf niemanden Rücksicht nehmen muss.« Und ein bisschen im »Olymp der Politik« sei er trotzdem angekommen, habe er doch schon mit allen Grössen aus Wirtschaft und Politik in öffentlichen Debatten die Klängen gekreuzt. Ob es allerdings etwas nütze, wisse er nicht. Aber er könne immerhin sagen, dass er das Beste versucht habe, um auch den Enkeln und Urenkeln eine lebenswerte Welt zu hinterlassen.

So optimistisch und energiegeladen Gunzinger wirkt, auf die ökologische Zukunft des Planeten angesprochen gibt sich der Professor eher pessimistisch: »Ich glaube, das grosse Lernen fängt erst nach dem Schmerz an.« Man wisse heute, was passieren werde – klimatische Veränderungen seien nicht auf Knopfdruck ungeschehen zu machen. Mittlerweile lebe über die Hälfte der Menschheit in Megacities, die in Meeresnähe oder direkt am Meer lägen. Die Geschwindigkeit, mit der der Schmelzvorgang der Polkappen sich vollziehe, sei eine unmittelbare Gefahr für diese Städte. »Mit jedem Meter, den das Meer steigt, sind 100 Millionen Menschen mehr auf der Flucht. Die Situation, die wir heute haben, ist dagegen ein Klacks.«

Und wie stellt sich der 62-jährige Gunzinger seine persönliche Zukunft vor? Er sei daran, die Nachfolge in seinem Geschäft zu regeln, sagt er. Sein Engagement für eine gesunde Energiezukunft will er aber noch lange nicht aufgeben. ◆

Der Unabhängige

Der Unternehmer und ETH-Professor Anton Gunzinger erklärt, warum vieles, was heute gegen den Klimawandel getan werden könnte, nicht realisiert wird

Von Christian Urech

Bei meinem Treffen mit Gunzinger in einem Sitzungszimmer in seiner Firma will ich als erstes von ihm wissen, ob er mit der Umsetzung der Energiestrategie 2050 zufrieden sei. Das ist eine rhetorische Frage, er ist es natürlich nicht. 2016 habe die Welt etwa 250 Terawattstunden neue erneuerbare Energie zugebaut. Im Vergleich dazu stehe die Schweiz miserabel da: »Wenn unser Land nur mit dem Durchschnitt gleichziehen würde, dann hätten wir 2017 bereits gleich viel Energie aus erneuerbaren Energien produzieren müssen wie alle unsere AKWs zusammen. Die Realität ist, dass wir mit erneuerbaren Energien momentan lediglich zwei kleine AKWs wie Beznau 1 und 2 oder Mühleberg ersetzen könnten. Da sind wir also nirgends.« Gunzinger findet das auch ökonomisch unsinnig, weil die neuen Erneuerbaren langfristig gesehen viel billiger seien als alle anderen Energieträger. Das hänge mit dem Grenzkostenbetrag zusammen: Wenn die Anlagen einmal amortisiert seien, dann koste die Energie fast nichts mehr, weil sie praktisch wartungsfrei und deshalb wenig personintensiv seien. Schon heute sei Solarenergie günstiger als Ölenergie. Ein Dach aus Solarpanels koste heute nicht mehr als ein Ziegeldach.

Ich will von Gunzinger wissen, warum das so sei. »Eine solche Umwälzung strukturiert immer auch die Machtverhältnisse um«, hebt der Professor zur Erklärung an. In den USA könne Solarstrom selbst bei Vollkostenrechnung heute günstiger produziert werden als mit Öl. »Wenn das der Bevölkerung klar wird, wird niemand mehr Ölenergie beziehen. Wer auf 100 Milliarden Vermögenswerten von Ölschürfrechten sitzt, läuft Gefahr, dass diese von einem Tag auf den anderen nichts mehr wert sind. Angesichts dieser Sachlage erscheint es den Betroffenen sinnvoll, einige Millionen in den Wahlkampf von Trump zu investieren, damit der 30% Importzölle auf Solarpanels erhebt und so den Wertzerfall der Ölenergie verlangsamt.« Die Energiewende baue die Machtverhältnisse völlig um. Zur Verhinderung dieses Wandels würden Think-tanks engagiert, um die Wahrheit zu verdrehen.

Und diese »Denkfabriken« leisteten gute Arbeit – auch wenn es beispielsweise darum gehe, die Kostenwahrheit bei den AKWs zu verschleiern. Damit kommt Gunzinger wieder in die Schweiz: Die Entsorgungskosten würden ausgeblendet und kein Politiker, keine Politikerin getraue sich das anzusprechen, nicht mal die Linken und Grünen. Kernkraftwerke seien wahrscheinlich das

Langversion des Porträts > aufbruch.ch

In Flaschen gefülltes Leben

Soll die Grundversorgung – und speziell jene mit Trinkwasser – privatisiert werden dürfen? Nein, denn das füllt zwar die Kassen von Grosskonzernen, bringt der breiten Bevölkerung aber nur Nachteile



FOTO: TRT

Wasser wird rar. Wasserausbeutung durch Grosskonzerne führt oft zu Versorgungsproblemen für die Bevölkerung durch versiegende Brunnen und ausgetrocknete Böden

Von Christian Urech

Was haben der Zürcher Kantonsrat, die Firma *Nestlé*, der Europarat und der brasilianische Präsident Michel Temer miteinander gemeinsam? Sie alle haben an einer Entwicklung teil, die sich mit dem Schlagwort »Privatisierung der Grundversorgung oder von öffentlichen Aufgaben« umschreiben lässt.

Zu dieser Grundversorgung gehört auch – und nicht zuletzt – die Versorgung der Bevölkerung mit sauberem Trinkwasser. Diese Versorgung garantiert, dass die Menschen Leitungswasser trinken können und nicht teures, in Plastik- und Wasserflaschen abgefülltes »Mineralwasser« kaufen müssen, bei dem man vor allem für die Verpackung und den Markennamen bezahlt (*Nestlé* etwa nennt seinen Verkaufsfrenner werbewirksam »Pure Life«). Zur Grundversorgung gehören neben dem Wasser etwa auch die Post, die Telekommunikation, der öffentliche Verkehr, die Stromversorgung, das öffentliche Gesundheits- und Bildungswesen und der öffentliche Rundfunk.

Die Gewährleistung der Grundversorgung ist prinzipiell Sache des Staates. In der Schweiz wurden einzelne Teile dieser Aufgaben ausgelagert und an private Akti-

engesellschaften übertragen, deren Aktienmehrheit dem Staat gehört (zum Beispiel sind 51 Prozent der *Swisscom*-Aktien fix im Besitz der Schweizerischen Eidgenossenschaft). Die Grundversorgung wird bei uns vom Staat also immerhin noch kontrolliert, auch wenn in manchen Bereichen die Teilprivatisierung zum Abbau von Service-Public-Dienstleistungen geführt hat (etwa durch den Abbau von Poststellen). In anderen Ländern ging und geht die Privatisierung viel weiter.

Begonnen hat dieser Prozess in den Achtzigerjahren, als in England Margaret Thatcher und in den USA Ronald Reagan an die Macht kamen und eine neoliberale Doktrin vertraten, die davon ausgeht, dass die »unsichtbare Hand des Marktes« alle Probleme lösen werde. Diese Metapher wurde 1776 von Adam Smith in seinem Werk »Der Wohlstand der Nationen« formuliert. Er umschreibt damit, dass sich das Allgemeinwohl automatisch einstelle, wenn sich die einzelnen Menschen um ihr eigenes Wohl kümmern. Davon ausgehend wurde die Privatisierung der Grundversorgung anschliessend weltweit kopiert. Die Werte von Stadtbahnen, Kläranlagen,

Schulen, Strom- oder Gasnetzen, aber eben auch von Trinkwasseranlagen wurden geschätzt und anschliessend an den Meistbietenden verhökert.

Die unsichtbare Hand des Markts

Die Allerweltslösung erwies sich als Irrtum: Nachdem in England 1993 die staatliche *British Rail* in private Gesellschaften aufgespalten worden war, musste nach einer Reihe von spektakulären Unfällen in den späten 1990er- und frühen 2000er-Jahren, die auf fehlende Zugsicherungssysteme und mangelhafte Wartung der Infrastruktur zurückzuführen waren, das Schienennetz »zurückverstaatlicht« werden. Es wird seit 2002 durch das neu gegründete staatliche Unternehmen *Network Rail* betrieben. Das Sicherheitsniveau ist inzwischen wieder vergleichbar mit den französischen und deutschen Eisenbahnen.

Auch die ehemals zehn regionalen Wassergesellschaften in England und Wales wurden privatisiert – und das zu extrem günstigen Bedingungen. Nicht nur war der Preis niedrig, sondern die Unternehmen wurden vorher auch entschuldigt und mit

Betriebskapital versehen. Ausserdem wurden den Anteilseignern Vergünstigungen bei der Besteuerung der Gewinne zugestanden. Die Privatisierung führte zu stark steigenden Wassergebühren für die Kunden. Und um Geld zu sparen, wurde nicht weiter in die Infrastruktur investiert.

Was Wolfgang Schorlau schon 2006 in seinem spannenden Krimi »Fremde Wasser« geschildert hat, hat sich heute noch verschärft: Der Kampf um den wichtigsten Rohstoff der Welt wird mit immer härteren Bandagen geführt. Zwar haben sich in Deutschland mittlerweile viele Kommunen auf Druck von Bürgerinitiativen für eine Rekommunalisierung entschieden. Und als erstes Land in der Europäischen Union hat Slowenien im November 2016 dem Recht auf Trinkwasser Verfassungsrang gegeben: Jede Person habe »das Recht auf Trinkwasser« und dieses sei »keine Ware«.

Damit widerspricht das slowenische Parlament dem ehemaligen Nestlé-Chef Peter Brabeck, der im Film »Bottled Life« (2012) des Schweizer Journalisten Res Gehrigers sinngemäss sagt: »Wasser ist kein Menschenrecht, sondern ein Lebensmittel und sollte Marktwert haben.« Was er im Nachhinein dahingehend zu modifizieren versuchte, dass er gemeint habe, sauberes Trinkwasser sei sehr wohl ein Menschenrecht, nicht aber der über den »Grundbedarf« hinausgehende Wasserbedarf für Swimmingpools und zum Autowaschen. Was aber hat diese Aussage dann mit Nestlé zu tun? Ich habe noch nie gehört, dass jemand sein Auto mit San Pellegrino gewaschen oder seinen Swimmingpool mit Perrier gefüllt hätte ...

Aller Versuche zur Rekommunalisierung der Wasserversorgung in Deutschland und anderswo zum Trotz: Die EU-Troika versucht weiterhin, »ihre« Mitgliedsstaaten und insbesondere die Krisenländer unter ihnen zu zwingen, Teile ihrer Wasserversorgung zu privatisieren. So soll möglichst schnell möglichst viel Geld in die maroden Staatshaushalte gespült werden. Die Bevölkerungen in den betroffenen Ländern, etwa in Griechenland oder Portugal, wollen das jedoch nicht. Denn die Erfahrung zeigt: Wo Wasser privatisiert wird, steigen die Preise und sinkt die Qualität. Ende März 2013 sorgte die *Beijing Enterprises Water Group* auch in Europa für Aufsehen. Der chinesische Abwasserspezialist kaufte für 95 Millionen Euro die portugiesische Trinkwasserver- und Abwasserentsorgung des französischen Grosskonzerns *Veolia Environnement*. Die Chinesen übernahmen damit die Versorgung von rund 270 000 Portugies*innen mit Trinkwasser. Aktuell soll Griechenland gezwungen werden, die zwei grössten Wasserwerke in Thessaloniki und Athen zu privatisieren.

Trinkwasser ist in vielen Ländern zu einem teuren Gut geworden. Während die Weltbevölkerung rasant wächst, wird sauberes Wasser immer mehr zur Mangelware. Auch Konzerne wie *Nestlé*, *Danone*, *Coca-Cola* oder die Unternehmensgruppe *SUEZ* profitieren von der Wasserprivatisierung. Die multinationalen Konzerne beherrschen die globalen Wassermärkte, angefangen bei der Produktion der nötigen Anlagen für die Wasserproduktion über Abfüllanlagen für Flaschenwasser bis hin zu privaten Wasserversorgern und Grosshändlern.

»Blutiges Wasser«

Nestlé dominiert den globalen Handel mit abgepacktem Trinkwasser, womit der Konzern jährlich rund zehn Milliarden Franken umsetzt. Die Organisation *Multi-Watch*, im März 2005 gegründet mit dem Ziel, multinationale Konzernen mit Sitz in der Schweiz zu beobachten, Menschenrechtsverletzungen durch diese zu dokumentieren und öffentlich bekannt zu machen sowie den Kampf der Betroffenen für Gerechtigkeit zu unterstützen, verteilte an der Generalversammlung von *Nestlé* am 12. April 2018 in Vevey »blutiges Wasser« an die Aktionär*innen. Damit protestierte die Nichtregierungsorganisation nicht nur gegen *Nestlés* weltweite Offensive für die Privatisierung des Wassers, sondern vor allem

auch dagegen, dass *Nestlés* Geschäft mit dem Wasser in Millionenhöhe mit Schweizer Entwicklungsgeldern gefördert wird.

Mit der öffentlich-privaten Plattform *Water Resources Group* bezweckt *Nestlé*, ihre Rolle im Wassersektor positiv darzustellen und sich insbesondere im Globalen Süden den Zugang zum Wasser zu sichern. Dabei erhält der Konzern prominente Unterstützung von der DEZA. Neben Spenden in Millionenhöhe an die *Water Resources Group* bot die DEZA dem Unternehmen im Swiss Pavillon am diesjährigen Weltwasserforum in Brasilia eine prominente Plattform.

Aktuell führt *Nestlé* umstrittene Verhandlungen mit der brasilianischen Regierung, um sich den Zugang zu wichtigen Wasserquellen im Süden des Landes zu sichern. Während des Wasserforums besetzten deshalb rund 600 Frauen der brasilianischen Landlosenbewegung MST (*Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra*) den Sitz von *Nestlé Waters* in São Lourenço, im Südosten von Brasilien.

Die Kritik an der Unterstützung von *Nestlé* durch die DEZA wächst sowohl in der Schweiz als auch in Brasilien. Am 29. März schrieben 35 Organisationen aus Brasilien einen offenen Brief an die DEZA. 27 Organisationen aus der Schweiz schlossen sich mit einem eigenen Brief dem Protest an. Darin forderten sie die DEZA auf, in Zukunft von solchen finanziellen Unterstützungen von öffentlich-privaten Partnerschaften abzusehen, finanzielle Unterstützung und Know-How vermehrt in öffentlich-rechtlich geführte Wasserversorgungssysteme nach dem Modell der Schweiz fliessen zu lassen und Massnahmen zu ergreifen, um die demokratische Kontrolle des Wassers als öffentliches Gut zu stärken.

Nach dem Modell der Schweiz? Im Februar dieses Jahres hat der Zürcher Kantonsrat entgegen dem Trend in Mitteleuropa über ein neues Wassergesetz beraten und dabei die Teilprivatisierung des Zürcher Trinkwassers beschlossen. Die bürgerliche Mehrheit setzte mit 100 zu 64 Stimmen durch, dass sich private Investoren an der Wasserversorgung beteiligen dürfen. Die Gemeinden sollen aber immer noch über die Mehrheit des Kapitals und zwei Drittel der Stimmen verfügen. Weil die Wasserversorgung gebührenfinanziert ist, dürfen die Investoren zudem keine Gewinne abschöpfen, sie erhalten jedoch die Chance, einen neuen Markt zu erschliessen.



FOTO: RESUMEN LATINOAMERICANO

Wasserprotest in Brasilien

Milch & Honig



... spedieren wir kübelweise an die *Gasse-Ziitig* nach Luzern und alle, die seit Jahren zum Gelingen dieses Sprachrohrs der Menschen auf der Gasse beitragen. Auch wenn heute kaum mehr der Überlebenskampf der Drogensüchtigen und politisch bedenkliche Beschlüsse thematisiert werden – die offene Drogenszene gibt es nicht mehr –, »kämpfen die Süchtigen nach wie vor um Akzeptanz, den Ausstieg aus dem Drogensumpf und gegen Armut«, wie Redaktionsleiter Roger Lütolf der *Luzerner Zeitung* sagte. Weil ein grosser Teil der Betroffenen heute mehr Lebensqualität hat und besser integriert lebt, will die *GasseZiitig* dieser Realität mit neuem Erscheinungsbild Rechnung tragen, ohne die »Impulsivität der Menschen auf der Gasse« unter den Teppich zu kehren. Wir wünschen weiterhin gutes Gelingen und viel Anerkennung.

Frösche & Heuschrecken



... schicken wir scharenweise an den Basler Regierungsrat Baschi Dürr und seine tricky Truppe vom Migrationsamt für die schweren Mängel in Sachen »Aktion Papyrus«. Anders als in Genf werden Sans Papiers, die ihren Aufenthaltstatus via Härtefallregelung regularisieren lassen wollen, in Basel weiterhin strafrechtlich verfolgt. Regierungsrat Baschi Dürr hat nichts Besseres zu tun, als alle gemachten Angaben im Härtefallverfahren zur Anzeige an die Staatsanwaltschaft weiterzuleiten. Dies, obschon selbst die Basler Gerichte keinen Sinn darin sehen. Doch wenn das Basler Migrationsamt eine Reintegration eines Gesuchstellers im Herkunftsland für zumutbar hält, will es Sans Papiers ausschaffen. Klare Kriterien? Gibt es nicht, aber Willkür. Unsäglich unwürdig und unmenschlich ist das, Dürr!



Kooperative Projekte leisten Beitrag zur Integration der Muslime in der Schweiz

Motion will staatliche Lösung

Der BDP-Grossrat Ulrich Stähli will mit einer Motion den Berner Regierungsrat verpflichten, dass Seelsorgeangebote in Gefängnissen, Spitälern und Asylunterkünften für »Angehörige nicht staatlich anerkannter Religionen staatlich« geregelt werden, wie die Agentur *kath.ch* berichtet. Auf Anfrage begrüsst Hansjörg Schmid, Direktor des *Schweizer Zentrum für Islam und Gesellschaft* (www.szig.ch), diese De-

batte. Herausforderungen »sind die Zusammenarbeit mit Religionsgemeinschaften, die institutionell noch nicht ganz verfestigt sind, die islamisch-theologische Verankerung des Angebots sowie die Rekrutierung und Qualifizierung von Seelsorgenden. Kooperative Projekte«, so Schmid, »können einen Beitrag zur strukturellen Integration muslimischer Gemeinschaften leisten.« **Wolf Südbeck-Baur**



Der Garten – trügerisches Idyll?

Jenseits der Gärten

Im Garten kann die Liebe zur Schöpfung, die Achtung vor Pflanze und Tier erlebt und gepflegt werden. Achtsam im Garten arbeiten und verweilen ist eine schöne Meditationsform. Gärten als Quelle des Lebens haben etliche Gemeinsamkeiten mit den unterschiedlichen Religionen. In vielen Religionen spielen Paradiesgärten eine bedeutende Rolle. Deshalb lautet das Motto des Kulturprogramms von *Haus der Religionen* im ersten Halbjahr »Trügerisches Idyll? Religion+Garten«. Die Veranstaltungsserie lotet dies- und jenseitige Gartenbereiche aus. So zum Beispiel die Exkursion mit dem Titel »Jenseits der

Gärten – durch die Wildnis am Doubs« vom 29. Mai. Theologe Hartmut Haas führt durch den »Urwald« der Combe de Biaufond in der »Urlandschaft« rund um den Grenzfluss zwischen Frankreich und der Schweiz. Das Durchschreiten der Schlucht ist mit Hilfe von Metallleitern für Schwindelfreie möglich. Infos und Anmeldung: info@haus-der-religionen.ch. Weitere Veranstaltungen zum Thema Garten, wie etwa »Und Segen sei auch dabei« am 27. Mai (siehe Agenda) und weitere finden sich unter: www.haus-der-religionen.ch

Stephanie Weiss



Tagung »More than Fashion« beleuchtet Kleidervorschriften und fragt, wie fair die Textilien hergestellt werden



Stoffwelten und ihre Geschichten

»More than Fashion«: Die breit angelegte und abgestützte Basler Sommerakademie beleuchtet Bekleidungsstraditionen und Kleidervorschriften sowohl religiöser als auch gesellschaftlicher Provenienz. Heftige Debatten sind an der Tagesordnung. Meist betreffen sie die Frauen. Doch auch Männer sind mit Vorgaben konfrontiert. »Kleider geben seit der Antike Stoff für Geschichten über Macht, Geschlechterverhältnisse und Normen«, so die Veranstalterinnen vom *Forum für Zeitfragen*. Sie fragen: »Wie lässt sich im Kontext von Tradition

und Gesellschaft eine für die einzelnen Menschen befreiende Deutungshoheit (wieder)gewinnen?« Kleider machen Leute und lassen die Kassen klingeln. Zu welchem Preis? Und beachtet die Stoffproduktion die Menschenrechte? U.a. mit Rechtsphilosophin Elisabeth Holzleithner, Judaistin Valérie Rhein, Islamexpertin Esma Isis-Arnautovic, Sozialethiker Peter Kirchschräger. 1./2. Juni 2018, Zwinglihaus Basel, Infos und Anmeldung: Tel. 061 264 92 00, www.forumbasel.ch

Wolf Südbeck-Baur



Ueli Mäder
68 – was bleibt?
Rotpunktverlag, Zürich
2018, 368 Seiten

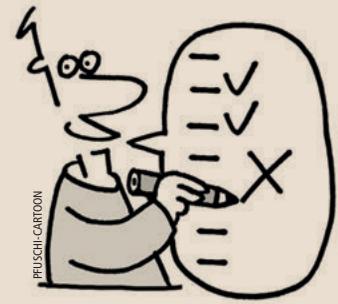
Der »Aufbruch« jährt sich

Er war einer von ihnen, den aufmüpfigen 68ern, die autoritäre und verkrustete gesellschaftliche Strukturen und Zwänge sowie autoritäre Bürokratien endlich aufbrechen wollten. Dafür stiegen sie mit lautstarken Aktionen auf die Barrikaden und provozierten, was das Zeug hielt. Heute, ein halbes Jahrhundert später, hat der emeritierte Soziologieprofessor Ueli Mäder ein Buch über den »Aufbruch« Ende der Sechziger Jahre geschrieben. Die zentralen Fragen lauten: wie kam es zu dieser sozialen Bewegung, was bewirkte sie und was ist heute davon geblieben? Mäder skizziert die Vorgeschichte, die Vorboten und

die Gründe, die zu diesem gesellschaftlichen Umbruch führten. Das Buch ist süffig zu lesen, weil nebst einer chronologischen Aufzählung der unglaublich dichten weltweiten Ereignislage, die zu dieser Bewegung führten, immer wieder Porträts von »Alt-68ern« einfließen. Meist handelt es sich um Menschen, die politisch aktiv waren – jene damals Jugendlichen, die sich gegen die verknöcherten und engen gesellschaftlichen Strukturen in rebellischer Art und Weise wehrten. Mäder beschreibt die Sorgen und Ängste, die Musik, die sie hörten – ein wichtiger Teil der Bewegung.

Im Kapitel »Biographische Notizen« geht Mäder den unterschiedlichen Ausprägungen der Verhaltensweisen der »Bewegten« nach, ordnet sie soziologisch ein und stellt theoretische Bezüge her. Des Weiteren geht der Soziologe der Frage nach, was von der 68er-Bewegung geblieben ist. Was ist aus den ehemaligen »Revolutionären« geworden? Insgesamt ein umfassendes, gut zu lesendes Gemälde, auch wenn die »Unbewegten« der 68er-Bewegung, also jene, die nicht rebellierten oder die Aktionen kritisierten, kaum zu Wort kommen.

Stephanie Weiss



► **Ein Brausen vom Himmel.** Katholiken und Reformierte feiern das Pfingstfest ökumenisch am Sonntag, 20. Mai, 10 Uhr, in der ökumenischen Kirche in Flüh. Mit Pfr. Guido Büchi und Pfr. Michael Brunner.

► **Klee im Krieg.** Kunst und Religion im Dialog im Zentrum Paul Klee, Bern. Mit Beat Allemann und Dominik Imhof, 27. Mai, 15 Uhr.

► **Religion und Garten.** Segenssprüche aus den Weltreligionen. Zuerst heisst es, selber Hand anlegen und Knollen pflanzen auf dem Acker in Grossaffoltern. Danach steigt mit und in der erwachenden Natur ein fröhliches Fest, gemeinsam essen und tanzen und Kraft schöpfen. 27. Mai ab 14 Uhr, Anmeldung: Haus der Religionen – Dialog der Kulturen, Bern, www.haus-der-religionen.ch; info@haus-der-religionen.ch.

► **Ist Religion politisch?** Religion zwischen Privatsache und Öffentlichkeit. Sind die Kirchen legitimiert, öffentlich Stellung zu beziehen? Mit Wolfgang Bürgstein und Frank Matwig, 5. Juni, 19.30 Uhr, Institut für interreligiösen Dialog, Pfingstweidstrasse 16, Zürich.

► **Politischer Abendgottesdienst.** Wird Zürich durch die »City Card« zum Lebensraum mit Grundrechten für alle? Bea Schwager, Leiterin Sans papiers Anlaufstelle SPAZ, und Hannes Lindenmeyer, Vorstand Verein Citycard, berichten über die Bewegung »sanctuary cities«. 8. Juni, 18.30 Uhr, Wasserkirche, Limmatquai 31, Zürich.

► **»Die« muslimische Frau.** Moderne Frauenbewegungen im islamischen Raum. Sie lehnten sich teilweise an europäische Vorbilder an, andere grenzten sich ab. Tagung mit Rifa'at Lenzin, 18. Juni, ab 9.30 Uhr, Zürcher Institut für interreligiösen Dialog, www.ziid.ch.

► **Frag den Imam.** Was macht ein Imam mit dem Koran (Qur'an)? Drei themenbezogene Abende: üble Nachrede, Jesus, Moses. Mit Muris Begovic, 23. Juni, 2. und 9. Juli, 18.30 Uhr, Zürcher Institut für interreligiösen Dialog, Pfingstweidstrasse 16, www.ziid.ch.

► **Kein billiger Trost bitte.** Trauerprozesse verstehen – Abschiedsrituale gestalten. Vertiefungsseminar für Ritualfachpersonen und Trauerbegleiter/-innen. Mit Barbara Lehner, freischaffende Theologin, 1. Juni, ab 9.30 Uhr, Seminarhaus Bruchmatt, Bruchmattstrasse 7, Luzern. Anmeldung: www.fachschule-rituale.ch.



Edith Birbaumer, Theologin, Sprecherin Wort zum Sonntag

» Unbequemes fundiert aufarbeiten und Kirchliches wohlgesinnt aber kritisch beleuchten – das macht den *aufbruch* aus. Dank transparenter, klarer Haltung ist für mich der *aufbruch* ein echtes Gegenüber und eine wohl-tuend andere Stimme in der Medienlandschaft.

Kommentieren Sie die Beiträge auf www.aufbruch.ch



Sagen Sie uns Ihre Meinung zu exklusiven Beiträgen, die Sie

Wie wohltuend

Zu Martin Werlen »Da hilft kein Pflästerchen«, Nr. 231, S. 34

Alt-Abt Werlen spricht nur von den Männern. Und die Frauen? Dafür ist es wohl längst zu spät!

Pfarrerin **Esther Gisler Fischer**, Zürich

Wie wohltuend! Und nicht nur säuselnd! Martin Werlen bringt es mit dem Wortpaar Tradition-Traditionen genau auf den Punkt. Was muss der Kirche wichtig sein?!? Dieselbe Frage beschäftigt zur Zeit ja zum Beispiel auch die muslimische Welt. Was für eine grossartige Chance, vorwärts zu machen – jeder in seinem Bereich – und sich gegenseitig zu ermutigen. **Gerda Hauck**, Bern

Nein, in der Frauenfrage hilft kein Pflästerchen. Da hat Pater Martin Werlen OSB recht. Und er hat auch recht, wenn er sagt, dass wir für ganz neue Zugänge offen sein müssen, wenn es um die Zukunft unserer Kirche geht. Und ich stimme auch voll und ganz seiner Aufforderung zu, dass wir wandelbare Traditionen loslassen müssen. Aber dann! Verheiratete Männer – »viri probati«, das kann doch wohl nicht die Lösung sein. Wieder werden hier Männer in ein besonderes Amt gehievt. Das haben wir doch schon! Ich glaube nicht, dass damit der grosse Wurf gelingt, eher im Gegenteil. Möchte denn die Kirche nun auch noch die Frauen verlieren?

Karin Riechelmann, D-Forchheim

Entscheidend ist für mich, ob Strukturen und rechtliche Institutionalisierungen in der katholischen Kirche mit dem Geist Christi vereinbar sind, nämlich dem der Liebe, des Dienens und der Solidarität mit den Ärmsten der Armen. Dienen die von Menschen geschaffenen Gesetze und Institutionen den Menschen oder dienen diese dem Machterhalt der Institution Kirche? Das bleibt für mich die entscheidende Frage für die Existenzberechtigung einer Kirche, die sich auf Jesus Christus beruft.

Paul Haverkamp, D-Lingen

Auch Martin Werlen zeigt leider nicht auf, wo und wie sich die katholische Kirche massiv ändern sollte, um wieder glaubwürdig zu werden. Er spricht von der mögli-

chen Aufhebung des Pflichtzölibats. Warum fordert er dies nicht dezidiert? Warum spricht er von der Vatikanzeitung, die einmal monatlich von Frauen redigiert wird? Warum arbeiten diese Frauen nicht regulär als Redaktionsmitglieder für den *Osservatore Romano*? Auch Herr Werlen macht viele Worte, um eigentlich gar nichts Neues zu sagen. Dies bringt die katholische Kirche nicht weiter, sondern lässt sie weiter in Richtung Sekte schrumpfen.

Heidrun Meding, Publik-Forum Online

Die Arche lebt

Zu »Arche in Essen«, Nr. 231, S. 33

Der Artikel scheint zu meinen, dass es die Wohngemeinschaft in der Berliner Naunynstrasse nicht mehr gibt und dass nun eine Jesuiten-Kommunität in Essen die Tradition von dort weiterführt. Auch wenn Franz Keller verstorben ist und Christian Herwartz vor zwei Jahren ausgezogen ist, so führen wir die Traditionen hier am alten Standort in eigener Verantwortung weiter und zwar mit Unterstützung der Jesuiten und auf dem Boden dessen, was seit der Gründung im Jahr 1978 gewachsen ist. Wir, das sind die Bewohnerinnen und Bewohner der Wohngemeinschaft Naunynstrasse, zu denen auch der Jesuit Christian Schmidt gehört. Bei uns wird nach wie vor jedem geöffnet, der kommt für kürzer oder länger – egal, ob jemand um etwas zu essen bittet, eine schwangere Geflüchtete einen Ort braucht oder jemand spirituell auf der Suche ist. **Iris Weiss**, Berlin

Frei erfunden

Zu Leserbrief »Opfer allein gelassen«, Nr. 231, S. 62

In der Ausgabe Nr. 231 werde ich in einem anonymen Leserbrief namentlich genannt. Der Autor des Leserbriefs stellt dort meine berufliche Integrität als Ombudsmann der katholischen Kirche im Kanton Zürich in Frage, was ich nicht unbeantwortet lassen darf. Ich halte fest, dass ich die im Leserbrief behauptete und zitierte Aussage niemals gemacht habe! Ich weiss auch überhaupt nichts von einer angeblichen »Anweisung des Generalvikars«, wonach »aktenkundige Plager« zu decken seien. Ich distanziere mich in aller Form von diesen frei erfundenen Behauptungen. Im Gegenteil habe ich immer eine klare Linie der Vermittlung und des Gesprächs vertreten.

Helmut Steindl,

Ombudsmann der katholischen Kirche im Kanton Zürich

SCHLUSSBLÜTE

» Die Ängstlichkeit des Volkes ist das Kapital der Elite

Thomas Meyer, Schriftsteller

Aus unserem Blog



FOTO: YURI SAUVADOR - UNE

Schweizer Munition für die Gewalt in Brasilien

Am Abend des 14. März wurde die brasilianische Menschenrechtsaktivistin und Stadträtin von Rio de Janeiro, Marielle Franco, in ihrem Auto auf offener Strasse ermordet. Auch ihr Fahrer Anderson Gomes wurde Opfer des akribisch vorbereiteten Verbrechens.

Marielle lebte ihr Leben lang in der Favela da Maré, einem der grössten Elendsviertel von Rio de Janeiro. Die 38-jährige Soziologin verstand sich als Sprachrohr der Kinder und Jugendlichen der Favelas, welche privilegierte Opfer der willkürlich agierenden Militärpolizei, ihrer Todeschwadronen und der Drogenhändler sind. Sie engagierte sich für die Rechte der Frauen und setzte sich für die mehrheitlich schwarze Bevölkerung der Favelas ein. Seit dem Sturz der brasilianischen Präsidentin Dilma Rousseff (August 2016) denunzierte sie wiederholt den wachsenden Autoritarismus in Brasilien und kritisierte die militärische Intervention in Rio de Janeiro, die durch den amtierenden Putsch-Präsidenten Michel Temer im Februar in Rio gestartet wurde. Am 28. Februar wird Marielle zur Vorsitzenden der Menschenrechtskommission nominiert, welche die Intervention des Militärs überwachen soll. Am 10. März denunziert sie die perverse Gewalt der Militärpolizei in der Favela Acari und am 14. März wird sie durch ein Killerkommando ausgelöscht. Der Tod von Marielle ist aber nur die Spitze des riesigen

Eisberges der Gewalt in Brasilien. Gemäss einer im vergangenen Dezember durch die Organisation *Small Arms Survey* mit Sitz in Genf veröffentlichten Studie sind im Jahr 2016 weltweit 560 000 Menschen durch Gewaltverbrechen getötet worden. 99 000 (18 Prozent) in den verschiedenen Kriegsherden der Welt. Die Mehrheit der Opfer verlor ihr Leben jedoch ausserhalb der Kriegszonen (82 Prozent), über 70 000 Menschen (12 Prozent) alleine in Brasilien. Der Anteil Brasiliens an der Weltbevölkerung beträgt aber weniger als 3 Prozent. Mit über 190 Morden pro Tag steht Brasilien in absoluten Zahlen weltweit an erster Stelle und übertrifft jede der aktuellen Kriegsregionen der Welt, selbst Syrien. Gemäss Analyse der *Vereinten Nationen* ist nicht nur die absolute

Zahl brasilianischer Opfer von Gewaltverbrechen erschreckend. Noch erschütternder ist die Tatsache, dass 45 Prozent der Opfer Kinder und Jugendliche und 66 Prozent afro-brasilianischer Herkunft sind. Das Bild des Schreckens wird durch eine anfangs März publizierte Studie der mexikanischen Organisation *Seguridad, Justicia y Paz* vervollständigt. Jährlich produziert sie ein Ranking der Gewalt in Städten mit über 300 000 Einwohner ausserhalb der weltweiten Kriegszonen. Innerhalb der weltweit 50 gewalttätigsten Städte liegen 43 in Lateinamerika und 17 alleine in Brasilien. Bezeichnend ist, dass Rio de Janeiro nicht zu diesen 17 Städten gehört. Dies zeigt klar, dass die Gewalt kein auf Rio fokussiertes Problem ist, sondern längst zu einer nationalen Herausforderung geworden ist. Trotz dieser gewaltigen Wirklichkeit Brasiliens kommunizierte im vergangenen Dezember der Schweizer Rüstungskonzern RUAG sein Vorhaben, 2018 eine Munitionsfabrik im brasilianischen Bundesstaat Pernambuco aufbauen zu wollen. Im Nordosten Brasiliens also, wo sich der Grossteil der 17 gewalttätigsten Städte Brasiliens konzentriert. Im Versuch, diese absurde Millioneninvestition zu rechtfertigen, gibt RUAG sehr schnell an, die produzierte Munition werde selbstverständlich nur an den offiziellen Sicherheitsapparat Brasiliens verkauft. Die Munition, die Marielle ermordete, wurde 2006 an die brasilianische Bundespolizei verkauft.

Beat Wehrle

Vollständiger Artikel:
www.blog.aufbruch.ch

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)

Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o René Schurte, In der Wässerli 27, 8047 Zürich)

Ehren-Herausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel),
Dr. Stephanie Weiss (Therwil)

Redaktions-Adressen:

Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel,
Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; Redaktion Therwil: Vogesenstrasse 30, 4106 Therwil, E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Judith Albisser (Bern), Celia Gomez (Zürich), Thala Linder (Solothurn), Darius N. Meier (Zürich), Jacqueline Straub (Luzern); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: apm Druck, Kleyerstrasse 3, D-64295 Darmstadt

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch, Insertionsschluss nächste Ausgabe: 26. Juni 2018

Abonnementspreise:

Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) CHF 88.–;
Förderabo: CHF 108.–; Kombiabo: CHF 172.–;
2-Jahresabo normal: CHF 160.–; 2-Jahresabo Förder: CHF 200.– Einzelnummer: CHF 12.50. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17861-0

Ausland: Jahresabo € 69.–; Förderabo € 89.–;
Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79576 Weil am Rhein.
Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75);
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:

aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 (Do 16–18 Uhr), abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 20. Juni 2018
sie erscheint am 12. Juli 2018

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- Ich abonniere *aufbruch*:
- Jahresabo CHF 88.–
 - Förderabo CHF 108.–
 - 2-Jahresabo normal CHF 160.–
 - 2-Jahresabo Förder CHF 200.–
- Ich abonniere das Kombi-Abo von *aufbruch* und Publik-Forum: Jahresabonnement CHF 172.– (Studierende CHF 120.–)

Absender: _____

Senden an: *aufbruch*-Aboservice,
c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil,
Tel. 079 628 25 78, donnerstags 16–18 Uhr,
E-Mail: abo@aufbruch.ch



ILLUSTRATION: CARTOOCHE

Stephen Hawkins Vermächtnis: die Weltformel!